

Massum Faryar

Buskaschi
oder
Der Teppich
meiner Mutter

Roman

Kiepenheuer & Witsch

Mit freundlicher Unterstützung
des Ministeriums für Wissenschaft,
Forschung und Kultur Brandenburg



1. Auflage 2015

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Ansud – Fotolia.com

Autorenfoto: © Neda Navae

Foto Kapitelanfänge: Robert Harding; Images/Masterfile

Gesetzt aus der Albertina

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04674-8

WIE JEDEN FREITAG legte meine Mutter noch vor dem Frühstück das Badezeug in eine Tasche, zog ihren Tschador über den Kopf und sagte: »Los!« Wie jeden Freitag verkroch ich mich unter meine Decke und rief: »Ich will nicht mit dir zu den Frauen! Ich will mit meinem Vater zu den Männern!«

Meine Weigerung, Mutter in das Frauenbad zu folgen, war zwar gespielt und lebte von der Gewissheit, gleich erneut gerufen zu werden: »Nein, du kommst mit mir!« – aber es dort auszuhalten, war wirklich nicht leicht. Im Frauenhamam war es immer ohrenbetäubend laut. Es wurde viel geredet und geschrien. Kinder weinten in allen Ecken. Unzählige Stimmen hallten durch die große, heiße Badehalle.

An diesem Freitag jedoch sollte dieser Ort, mit dem ich bisher nur Pein und den Verlust meiner männlichen Würde verbunden hatte, eine gänzlich neue Bedeutung in meinem jungen Leben bekommen. Wenn es ein Kindheitserlebnis gibt, an das ich seither besonders gern zurückdenke, so ist es dieses. Wann immer ich in meiner Pubertät allein auf der Dachterrasse unseres Hauses lag, schloss ich die Augen und erlebte alles noch einmal:

Ich stand vor einer der besetzten Badekabinen, deren Innenräume allein durch die davorgehängten Badetücher der Frauen verborgen wurden, und wartete, dass sie frei würde. Da rutschte das feuchte Badetuch herunter, sodass die Kabine ihr Geheimnis preisgab. Eine Frau saß auf dem gekachelten Vorsprung unter dem Hahn, aus dem spärlich Wasser floss, und seifte ihre Oberschenkel ein. Ihre langen schwarzen Haare bedeckten die Hälfte ihres Gesichtes sowie ihre großen, schweren Brüste. Niemals zuvor hatte ich eine vollkommen unbekleidete Frau, eine solch außergewöhnlich wohlgeformte Gestalt gesehen. Unfähig, mich zu regen, starrte ich sie an. Sie hob den Kopf, schien mich erkannt zu haben und lächelte. Es war die schöne Ehefrau

des Mühlenbetreibers. Sie fragte mich, ob auch ich mich waschen wolle. Nichts außer einem schüchternen Nicken fiel mir zu erwidern ein.

»Dann komm herein!«

Bevor mich jemand sehen konnte, betrat ich die Kabine und setzte mich neben sie auf den Absatz. Sie erhob sich und hängte das hinabgefallene Tuch wieder auf. »Soll ich dich einseifen?«

Wiederum nickte ich.

Mit der linken Hand hielt sie meine Schulter fest, mit der rechten führte sie die Seife über meinen Rücken, dann über meine Brust, durch meine Haare, über mein Gesicht, während ich ihre harmonisch schwingenden Brüste anstarrte, deren Spitzen mich an die der Granatäpfel im Garten unseres Hauses erinnerten. Und ich liebte Granatäpfel.

»Schließ die Augen, sonst werden sie brennen«, befahl sie und öffnete den Hahn. Lauwarmes Wasser lief über meinen Kopf. Sie hockte vor mir, seifte meine Füße ein, meine Knie und Oberschenkel, und durch meine halb zugekniffenen Augen erhielt ich Einblick in ihre tiefsten Geheimnisse. Ich nahm die Felsen ihrer Schultern wahr, über die sich ihre Haarlocken wie schwarze Schlangen wanden. Ihr schmaler, langer Hals, dessen pulsierende Adern sich in der Dämmerung ihrer Brust verloren, gelangte in den Fokus meines Blickes und erschien mir wie ein eigenartiges Musikinstrument. Ich fühlte mich von jener diabolischen Gestalt verführt, die mein Vater häufig nach dem Aufstehen verfluchte, und er sagte dann, er müsse gleich in den Hamam gehen, um sich gründlich zu waschen, bevor er zum Gebet gehe. Während sie mir Bauch und Brust einseifte, pochte mir das Herz im Hals. Die Angst, jede Sekunde die Rufe meiner Mutter zu vernehmen, war groß. Auch sie wusch sich in einer der vielen Kabinen des Hamams. Die Nachbarin schien meine Aufregung zu spüren, füllte ihre Plastikschüssel einige Male mit Wasser und wusch mich ab.

»Wie heißt du?«, fragte sie.

»Schaer«, flüsterte ich ihr ins Ohr.

»Oh!« Sie lachte begeistert. »Ein schöner Name! Er passt zu dir. Wie alt bist du, mein kleiner Dichter?«

Ich zögerte.

»Du gehst doch schon in die Schule. Oder?«

»Ja. Ich gehe in die zweite Klasse. Aber ich bin älter, als ich aussehe.«
Das war nicht gelogen. Ich war ein eher klein gewachsenes Kind.

»Dann solltest du nicht mehr in den Frauenhamam kommen dürfen.«

»Ich weiß es nicht genau«, sagte ich. »Kann ich Sie auch einseifen?«

Sie nickte und reichte mir die Seife, dabei konnte ich mir nicht verkneifen, sie ungeschickt zu küssen. Ich fuhr mit der Seife zwischen ihre vollen Brüste und fand mich bald in jenem traumhaften Paradies angelangt, von dem mir mein Vater erzählt hatte. Meine Hand glitt hinunter, um ihren Oberschenkel zu berühren. Doch als ich die Augen schloss, willens, mich dem Paradies nun vollends hinzugeben, hörte ich die Stimme meiner Mutter. Ich schaute vorsichtig durch einen Spalt, den das Handtuch freigab. Meine Mutter ging, meinen Namen rufend, im schmalen Badeflur auf und ab.

»Geh jetzt! Deine Mama ruft«, sagte die Frau leise.

Meiner neu entdeckten Welt abrupt entrissen, kroch ich auf allen vieren, lugte unter dem Vorhang hindurch, sah meine Mutter gangabwärts gehen und stahl mich geschwind aus der Kabine. Meine Mutter, eingehüllt in ein großes Tuch und mit einem zweiten in der Hand, war gerade im Begriff, den Badeflur zu verlassen, drehte sich aber genau in diesem Moment noch einmal um und rief: »Wo hast du dich versteckt? Warum antwortest du nicht?«

Mein Versuch zu lachen, um ihr den Eindruck zu vermitteln, ich hätte nur ein Spiel gespielt, um sie zu ärgern, scheiterte kläglich, als mir bewusst wurde, dass die Erregung zwischen meinen Beinen noch nicht abgeschwollen war.

»Ich ... ich bin eingeschlafen.«

»Das sehe ich«, sagte meine Mutter mit ausgestrecktem Finger, legte das zweite Badetuch um meine Schulter, griff nach meiner Hand und zog mich fest in Richtung der Garderoben hinter sich her.

Wir gingen nach Hause, und fortan zählte ich die Stunden, Tage und Nächte, bis meine Mutter mich wiederum bitten würde, sie in den Hamam zu begleiten. Doch als endlich der von mir so ersehnte Freitag kam, machte sie keinerlei Anstalten, mich mitzunehmen. »Du gehst mit deinem Vater!«

»Nein!«, schrie ich voller Wut. »Ich komme mit dir!«

»Nein, mein Lieber, du hast immer gebettelt, mit deinem Vater gehen zu dürfen. Jetzt gehst du mit ihm!« Und schon war sie aus der Tür.

Es war gemein von ihr. Ich schrie und vergoss Tränen wie nie zuvor in meiner ganzen Kindheit. Mein Vater unternahm alles, um mich zu beruhigen und mich zu überzeugen, ihm in das Männerbad zu folgen. Aber was er auch versuchte, nichts half über meine Wut hinweg.

ZWEI WOCHEN SPÄTER – es ging mir inzwischen ein wenig besser – setzte mein Vater sich auf der Terrasse zu mir und sagte: »Mein Sohn, wenn du mit mir in den Hamam kommst, werde ich dir ein Geschenk machen, das du dein Lebtag nicht vergessen wirst.«

»Was für ein Geschenk sollte das sein?«, fragte ich.

Er nahm seinen grauen afghanischen Hut aus edlem Karakollammfell ab und legte ihn auf den Boden. Dann strich er durch sein silbernes Haar, ließ seinen Blick durch den Garten hinter mir wandern und sprach: »Weißt du, wer ich bin? Ja, ich bin dein Vater. Aber woher kommt dein Vater? Was weißt du über seine Vergangenheit? Über seine Geschichte?«

»Nichts«, erwiderte ich unsicher.

»Und? Wie wäre es, wenn du erfahren würdest, wo und wie dein Vater seine Kindheit, seine Jugend verbracht hat?«

Ich schwieg. Er nahm seinen Hut mit der linken Hand und begann, sacht und spielerisch auf ihn zu klopfen. »Keines deiner Geschwister weiß davon«, fuhr er fort. »Nicht einmal deine Mutter kennt meine ganze Geschichte. Und niemand würde sich so sehr für meine Vergangenheit interessieren, wie du es tust. Das weiß ich. Ich muss diese Geschichten, die mich jede Nacht in meinen Träumen verfolgen, jemandem erzählen. Dich habe ich dazu auserwählt, weil du genau der Richtige dafür bist.«

»Ja?«

»Ja, mein Lieber! Ich vertraue dir, und ich weiß, dass du nichts davon weitererzählen wirst. Ab heute gehen wir jeden Freitag gemeinsam in den Haman. Ich werde mit meiner frühen Kindheit beginnen und dir jedes Mal einen Abschnitt meines Lebens erzählen. Hm? Was sagst du?«

Er blickte mich herausfordernd an, doch ich sah weg.

»Bei den Männern ist es auch nicht so laut wie bei den Frauen. Und nach dem Hamam gehen wir gemeinsam auf den Markt und essen Fisch. Du liebst doch Fisch. Oder etwa nicht?«

Diesem verlockenden Angebot konnte ich schwer widerstehen, und so ließ ich mich von ihm bestechen. Fortan folgte ich meinem Vater jeden Freitag nach seinem Morgengebet in das Männerbad. In der Badehalle fanden wir immer eine Ecke, in der wir allein waren. Während wir saßen und uns langsam wuschen, erzählte er mir seine Geschichte, die er in schöne Worte und lebendige Bilder fasste und die in meinen Ohren wie ein langes Märchen klang, das er sich Abschnitt für Abschnitt ausdachte. Nach dem Hamam gingen wir auf den nächstgelegenen Freitagmarkt. Wir aßen frischen gebratenen Fisch, tranken Tee, spielten Karten und unterhielten uns. Zuweilen benahm er sich wie ein Kind, manchmal sprach er mit mir wie mit einem Erwachsenen. So begann ich, meinen Vater in einem neuen Licht zu sehen, und bekam erstmals eine Vorstellung davon, wer er einst gewesen und wer er heute war.

NACHDEM ICH IHN einige Monate in den Hamam begleitet hatte, begegneten wir eines Tages dem Mühlenbetreiber in der Badehalle. Er saß auf dem heißen Boden, seine kurzen Beine ausgestreckt, und ließ sich von einem Mann massieren. Sein großer Bauch hing bis auf seinen Schoß, und sein dicht behaarter Körper mutete an wie der eines wilden Tieres. Wir lachten über ihn.

»Jedes Mal, wenn ich diesen Bären im Hamam sehe«, sagte mein Vater, »denke ich an seine Frau und bedauere, dass ich nicht in den Frauenhamam gehen darf.«

Diese Worte machten mich eifersüchtig. Schließlich gehörte in meiner Fantasie die Nachbarin im Frauenhamam immer noch mir.

»Ach, Agha. Sie ist längst nicht so schön, wie sie in ihren Kleidern aussieht«, konterte ich.

»Sag das nicht! Deine Mutter erzählt mir jedes Mal von ihren schönen Beinen. Unter uns gesagt: Manchmal träume ich, dass an der Stelle deiner Mutter sie neben mir schläft.«

»Ist das die fremde Frau, die der Teufel zu Ihnen schickt, wonach Sie sich jedes Mal waschen müssen?«

»Ja, das ist sie. Aber du darfst das deiner Mutter niemals verraten. Sie würde mich umbringen.«

Als wir später im Fischladen saßen, fragte ich mich, ob er mir das alles nur erzählte, um mich zu provozieren und von mir zu hören, was er hören wollte. Aber mein Vater war zu klug, als dass er nicht hätte ahnen können, was in mir vorging.

Er wollte nun meine Eifersucht stillen. Er schenkte mir Tee ein, und nachdem das Essen vor uns stand, fuhr er fort: »Das mit der Nachbarin wird künftig nicht mehr vorkommen. Es ist schon sehr lange her, dass ich zum letzten Mal von ihr geträumt habe.«

»Wie können Sie da sicher sein? Sie haben doch gesagt, der Teufel ist immer und überall, und dass er die Männer im Schlaf verführt, indem er sie von fremden Frauen träumen lässt.«

»Ich habe festgestellt, dass ich jedes Mal, wenn ich abends zu viele saftige Früchte esse, von einer fremden Frau träume. Wie du bestimmt bemerkt hast, trinke ich seit längerer Zeit nach dem Abendessen nur noch eine Tasse Tee, und zwar ohne Zucker.«

Während er eine Gräte zwischen seinen Zähnen herauszog, beobachtete er insgeheim, wie sich mein Gesicht entspannte, bis er mit einem Lächeln plötzlich etwas auf den Tisch brachte, was ihn wahrscheinlich das ganze Jahr lang beschäftigt hatte. Es sei nicht fair, dass er mir so oft Dinge beichte und ich meine Geheimnisse für mich behalte. Was also sei vorgefallen, damals im Frauenbad?

Er bot mir die Gelegenheit, es endlich hinter mich zu bringen. »Ich war bei ihr«, gestand ich.

Mein Vater hob seine dichten Augenbrauen, blickte mich dann mit zusammengekniffenen Augen an und sagte: »Das habe ich mir gedacht. Jetzt kann ich stolz sein, dass wir eine gemeinsame Geliebte hatten.«

Nachdem ich ihm von meinem Erlebnis erzählt hatte, wobei ich ihm die runden, rötlichen Brustwarzen der nackten Nachbarin als die Spitzen der Granatäpfel in unserem Garten beschrieb, fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen und meinte: »Es ist einfach so, als du gerade begonnen hättest, deine Sinne für das wunderschöne Geheimnis der Frauen zu öffnen und deine kleine Seele auf die Jagd nach ihren prächtigen, runden, saftigen Früchten zu schicken, begann dein Leben, die Farben eines Märchens anzunehmen. Aber im Grunde war dies nur ein kleiner Vorgeschmack. Du hast für einen Augenblick den Mann

hinter der Maske des Kindseins zum Vorschein gebracht. Wie ein kleiner Märchenprinz hast du dich gefühlt, in einem Paradies, das groß genug war, um sich darin zu verlieren. Daher wurdest du unverzüglich hinausgeworfen.«

»Wie schade!«, seufzte ich.

»Dafür hast du aber etwas anderes gewonnen. Wäre nicht der Vorhang im Bad vor deinen Augen heruntergefallen, wären dir nicht nur die Geheimnisse einer schönen Frau, sondern auch die deines Vaters verborgen geblieben. Und wer weiß? Vielleicht triffst du sie ja wieder, im Paradies.«

»Wieso im Paradies?«

»Du hast dich im Frauenhamam von deiner Begierde treiben lassen und gesündigt. Jetzt musst du für den Rest deines Lebens schön brav sein.« Er grinste verschmitzt. »Du kennst doch die Geschichte von Adam und Eva. Sie haben ihre Kindheit im Paradies verbracht. Dann aber, nachdem sie von dem verbotenen Apfelbaum gegessen hatten, so steht es jedenfalls in der Bibel, wurden sie in die Strafkolonie der Welt geschickt, um ein zweites Mal geprüft zu werden. Jedenfalls wollte der Schöpfer den Menschen nicht so einfach den Garten Eden genießen lassen.«

»Warum waren Äpfel verboten und nicht Granatäpfel? Die sind doch viel süßer und saftiger. Und Vitamine haben sie auch.«

Vater lachte. »Der Apfel ist die Frucht der Erkenntnis. Bei der Erkenntnis handelt es sich nicht nur um einen gedanklichen Prozess, sondern auch um eine sinnliche Erfahrung, an der sich der neugierige Mensch befriedigt, die jedoch leider auch den Verlust der Unschuld mit sich bringt.«

Er nahm seinen Hut ab, sein dichtes silbernes Haar, das schön nach hinten gekämmt war, glänzte im Sonnenschein wie ein Schneehügel. Auf seiner Stirn zeichneten sich Falten ab, als er bedächtig fortfuhr: »Einen geliebten Menschen zu verlieren, das Zuhause und die Heimat, die Kindheit und die Jugend darin – das alles zu verlieren, ist in unserer Erinnerung nicht weniger schmerzlich als der Verlust des Paradieses. Auch du wirst dich später an diese Tage erinnern wie Adam an sein verlorenes Paradies.«

»Heißt das, ich habe in dem Hamam durch meine Neugier die Unschuld verloren?«, wollte ich wissen.

Jetzt sah er mich wieder mit seinem verschmitzten Lächeln an. Er setzte seinen Hut auf, zwinkerte mir zu, neigte leicht seinen Kopf, und seine langen, bogenförmigen Brauen kamen mir wie zwei Falken mit ausgebreiteten Flügeln in der Ferne vor.

»Na ja, das, was du im Frauenbad erlebt hast«, sprach er. »Stell dir vor, der Frauenhamam, Gott verzeihe mir diesen sündigen Vergleich, sei das Paradies. Die, sagen wir mal, vom Schaitan gesegnete Frau des Mühlenbetreibers sei der Apfelbaum und ihre Brüste seien zwei Früchte, die daran hängen, und ... na ja, das Tuch, das da herunterfällt, ist die Schlange, die dich mit dem Biss in den Apfel verführen will. Du läufst in die Badekabine zu dieser schönen Frau, die nackt ist wie im Augenblick ihrer Geburt. Und du beißt, fern von allen Blicken der Welt, in diesen saftigen Apfel.«

Vater sah mich an, als versuche er, meine Gedanken zu lesen. »Was überlegst du gerade?«, fragte er.

»Nichts. Ich frage mich, ob ein lausiger Apfel es wert ist, verboten zu werden und den Menschen für ihn zu bestrafen. Was soll das für ein Spiel sein? Warum hat sich Gott nicht etwas anderes einfallen lassen?«

»Na ja.« Mein Vater hob seine Augenbrauen. »Da hat der alte Herr da oben wohl den Granatapfel vergessen. Vielleicht ist das auch der größte Wurm im Apfel der Schöpfung!«

Er zwinkerte mir zu, und wir lachten.

2

EINIGE JAHRE SPÄTER, ich war schon ein Jugendlicher, unterhielten wir uns immer noch manchmal über seine Vergangenheit. Vaters Erzählungen drehten sich oft um Herat, die Stadt, in der wir lebten, und um seinen besten Freund, dessen Name ihm jedes Mal wie ein magisches Wort über die Lippen kam: Talib Asis. Dieser Name blieb stets im Schleier eines besonderen Zaubers, tief verborgen im Herzen meines Vaters, und sein beständiger Glanz begleitete uns durch die Jahre. Wenn Vater nur den Namen dieses Mannes nannte, verstummten wir alle.

Mit Talib Asis, der aufgrund seiner Gelehrtheit auch Maulana Asis genannt wurde, ging oft auch ein anderer Name einher. Es war der Name des Reformkönigs Amanullah, der während der Jugend meines Vaters in den 1920er-Jahren davon geträumt hatte, den Einfluss der Religion auf die Angelegenheiten des Staates aufzuheben und Afghanistan in das zwanzigste Jahrhundert zu führen.

An die Kindheit und Jugend meines Vaters zu denken, machte mich noch Jahrzehnte später, als ich bereits in Deutschland lebte, nicht weniger wehmütig als der Gedanke an meine eigene Vergangenheit. Ob paradiesisch-schöne oder höllisch-tragische Erlebnisse – über viele Jahre hinweg hatte ich versucht, mein Leben in Afghanistan, das ich im Februar 1982 in jungem Alter verlassen hatte, aus meinem Bewusstsein zu verbannen. Erst als es im Herbst 2008 zu einem letzten Wiedersehen mit meiner Mutter kam, wurde mein Verhältnis zur Vergangenheit wiederbelebt.

ICH REISTE ZU einem Familientreffen nach Herat, und mein wesentliches Anliegen war es, meine alte, kranke Mutter zu besuchen. Sie litt seit einiger Zeit an Demenz und hatte mich bei unserem letzten Telefongespräch nicht erkannt. In den ersten drei Tagen nach meiner Ankunft war das kleine, zweistöckige Haus meines Bruders, in dem auch unsere Mutter lebte, voll von Besuchern, und endlich kam der Tag, an dem ich mit ihr allein sein durfte.

Meine Mutter saß neben mir auf der Bettkante und startete ihren Teppich an. Wie immer trug sie eine kleine Stofftasche um den Hals, von der wir alle glaubten, dass darin irgendwelche Koranverse steckten. Ihr Zimmer war weiß gestrichen und schlicht eingerichtet. An der Wand über unseren Köpfen hingen eingerahmte Familienfotos aus alten Zeiten, auf denen neben ihr und meinem Vater auch meine älteren Brüder Asis und Aman sowie meine Schwestern Malalay und Awesta zu sehen waren. Von ihrem Bett aus konnte sie durch das breite Fenster, das nach Süden hinausging, auch tagsüber im Liegen ein großes Stück vom Himmel und die vielen Vögel, die über den Garten hinwegflogen, sehen. Unterhalb des Fensters und an den anderen Wänden lagen schmale Sitzmatratzen und Lehnkissen. Die Matratzen umrahmten einen Teppich, den Mutter bei ihrer Verlobung von mei-

nem Vater geschenkt bekommen hatte. Als Kind war ich auf diesem Teppich gekrabbelt, hatte das Aufstehen und Laufen gelernt, gespielt oder auf ihm Tränen vergossen. Dies war immer mein Lieblingsteppich gewesen, aber selbst später, in meiner Jugend, hatte ich seine Muster nie wirklich wahrgenommen.

Ich beugte mich vor und besah ihn mir genauer. Ein handgeknüpfter Teppich lebt ewig, mit dem Alter wird er schöner, edler und auch teurer. Ich war erstaunt, wie warm und weich er sich anfühlte. Es war ein karg und subtil gemustertes Stück aus edler Lammwolle, geknüpft im Jahre 1923, wie auf einem Schildchen unter einer der Ecken zu lesen war. Vor einem grün-beigen Hintergrund erstreckte sich eine Karawane bunter Reiter und Pferde, die einen weiten Halbkreis um das Zentrum formten. Der Mittelpunkt des Teppichs war durch einen in Weiß geknüpften Kreis markiert, der zwei große schwarze Augen umrandete.

Ich richtete mich wieder auf und rief meiner Mutter zum wiederholten Male ins Ohr: »Ich bin es, Nane, dein Sohn, der seit vielen Jahren in Deutschland lebt!«

Sie sah mich misstrauisch an und schwieg. Gestern hatte sie mich für einen Augenblick erkannt. Heute schien sie nicht mehr zu wissen, wer ich war.

»Wirklich, Khurschid!«, rief ich sie bei ihrem Kosenamen. »Ich habe dich oft aus Deutschland angerufen. Wir haben uns zuletzt vor vier Jahren gesehen. Kannst du dich erinnern?«

Khurschid bedeutet Sonne, doch ihr Strahlen war jetzt erloschen. Sie starrte ausdruckslos auf ihren Teppich und wippte langsam mit dem Bein. Ich kniete mich vor sie hin und schwor bei der Seele meines Vaters, dass ich ihr Sohn sei, kein anderer als ihr leiblicher Sohn. Wieder traf mich ihr Blick. Ein seltsamer Blick. Ich erwiderte ihn, und doch, während ich in ihre tiefen, dunklen Augen schaute, in ihr an Falten und Linien reiches, schmales Gesicht, das mir wie das große Blatt einer uralten Pflanze inmitten des Herbstes erschien, wurde mir bewusst, dass sie alles kannte und wusste und unmöglich etwas vergessen haben konnte. Es kam mir vor, als hinge an jedem einzelnen ihrer langen grauen Haare eine Erinnerung.

»Wenn du gelogen hast, dann leidet die Seele deines Vaters Höllequalen. Und du willst doch sicher nicht, dass seine Seele leidet«, sagte sie.

»Nein, Nane, nein, das will ich nicht, und du kannst sicher sein, dass ich sein Sohn bin. Wenn ich sein Sohn bin, dann bin ich natürlich auch dein Sohn. Dein Sohn, Schaer!«

Ich lächelte sie an und bemerkte ein Funkeln in ihren müden Augen. Um diesen Funken von Vertrauen zu nutzen, begann ich, ihr aus der Vergangenheit zu erzählen – zwei Geschichten, in denen es um meine Geburt, meinen Namen und mein Alter ging, das ich immer noch nicht genau wusste.

MEINEN NAMEN SCHAER, der für die einen hübsch und für die anderen komisch klingt, trage ich erst seit meinem vierzigsten Lebenstag. Ursprünglich hieß ich Schahid, und ich habe mich oft gefragt, was meinem Vater bei meiner Namensgebung durch den Kopf gegangen war. Wie er zunächst auf den einen und dann – vierzig Tage später – auf den anderen Namen kam, darum rankt sich eine seltsame Geschichte.

Als mein Vater am Tag meiner Geburt nach Hause kam und die Dienerin mich ihm in den Arm legte, sah er mich an und rief: »Ein Schahid! Wir nennen ihn Schahid« – ein seltsam und unheimlich klingendes arabisches Wort, das im Islam einen Ehrenstand bezeichnet, den man erreicht, wenn man sich seinem Glauben, seiner Gemeinschaft oder seinem Land opfert. Schahid ist also jemand, der mit dem Paradiesschlüssel um den Hals in einer heiligen Schlacht fällt.

Dann aber war etwas geschehen, was ihn zum Umdenken bewegte. Es war genau in der Nacht zu meinem vierzigsten Lebenstag, als mein Bruder Aman, der damals zwei Jahre alt war, plötzlich krank wurde und gleichzeitig im Haus alle Lichter ausgingen. Aman wurde von Schüttelfrost und Fieber so heftig heimgesucht, dass man mich einfach im Dunkel vergaß. Vor Hunger unfähig zu weinen, lag ich in meinem kleinen Kinderzelt, bis ich bewusstlos wurde und in einen Scheintod fiel. Gegen Anbruch der Dämmerung wurde meine Mutter auf meine eigenartige Stille aufmerksam. Sie merkte, dass ich nicht mehr atmete. Mein Puls war nicht mehr zu fühlen. Sie begann zu schreien. Vater kam aus dem Zimmer des kranken Aman herbeigelaufen und versuchte, mich wiederzubeleben, aber erfolglos. Er hob mich auf den Arm, brachte mich auf die Nordterrasse, gefolgt von

meiner Mutter. Sie setzten sich. Er gab ihr das reglose Kind und sagte, sie solle mir ihre Brust geben und dabei mein Herz massieren.

»Aber er ist doch tot«, schluchzte meine Mutter.

»Tu, was ich dir sage!«

Sie nahm mich auf ihren Schoß, entblößte ihre Brust, steckte sie mir in den Mund und legte ihre Hand auf mein Herz. Vater blickte auf und sah mit schlaflosen Augen zum Himmel. Milliarden große sowie winzige, weiß glänzende und dämmrige Sterne erschienen wie eine Lichtkarawane und zeichneten eine mächtige Seidenstraße ins All, die von West nach Ost verlief. Vater hielt seine offenen Hände vor sein Gesicht und rezitierte laut eine lange Sure aus dem Koran. Er trug die Verse in einem melodischen Ton vor, sodass es klang, als würde er singen. Er besaß eine so mächtige Stimme, wenn er die Worte Allahs sprach, dass er auf Bitten der Geistlichen in Herat einmal im Monat am Freitag in der großen Moschee der Stadt vorbetete und predigte.

Der Geschmack der mütterlichen Brustwarze, der Duft der warmen Muttermilch, die aus ihr tropfte, der Klang der Gottesworte aus der Kehle meines Vaters bewirkten Wunder. Meine Lippen wurden feucht, meine Kehle regte sich, meine Nase begann zu riechen, mein Herz sanft zu schlagen. Ich begann, die Muttermilch zu trinken.

Vater beendete sein lautes Gebet. Als es zu dämmern begann – so lange hatte ich an der Brust meiner Mutter gehangen und so lange hatte er mich beobachtet –, deutete er auf mich und sagte: »Wir müssen den Namen des Jungen ändern. Ich denke, er wird sich lange an der lieblichen Brust der Erde festhalten, um ihr das Blut und all ihren Schmerz auszusaugen. Er wird eine lange Reise im Schatten der Sterne antreten, aber Märtyrertum wird niemals seine Sache sein.«

Seitdem heiße ich Schaer, jenes schöne Wort mit arabischer Wurzel, das Dichter bedeutet. Aber wie kommt es, dass ich bis zum heutigen Tag nicht das Datum, nicht einmal das Jahr meiner Geburt kenne?

IM DAMALIGEN AFGHANISTAN feierten nur wenige Menschen Geburtstag. Man hörte irgendwann auf, die Jahre zu zählen, und lebte eher zeitlos, bis man schließlich vom Tod ereilt wurde. Die Geburten wurden nicht einmal ordnungsgemäß registriert. So besaß auch ich

bis zur Gründung der Republik im Juli im Jahr 1973 keine Geburtsurkunde. Einige Monate nach dem Ende der Monarchie stand ich eines Tages in der Registrierungsbehörde unseres Viertels vor einem Beamten, der mir eine Taskera, eine Geburtsurkunde, ausstellen sollte.

Der Mann schaute mich an und stellte fest: »Du bist achtzehn.«

Ich widersprach ihm. »Nein, Herr, ich bin siebzehn.«

Er wandte sich an seine Kollegin. »Haben Sie schon mal einen Siebzehnjährigen mit einem derartigen Bartwuchs gesehen, der noch dazu so schön lügen kann?«

Während die Frau mich prüfend ansah, wandte ich ein, dass es nur ein paar feine Härchen seien, die mein Kinn schmückten, und dass von einem richtigen Bart keine Rede sein könne. Doch mein Widerstand blieb zwecklos. Sie meinte, dass sie einen Sohn habe, der siebzehn sei und noch keinen Bartwuchs aufweise. Ich wurde als Achtzehnjähriger in das Buch des Staates eingetragen und kam verärgert nach Hause.

Ich wollte unbedingt wissen, wann ich tatsächlich geboren worden war. Ich stellte diese Frage wiederholt meinen Eltern, meinen vielen Tanten und Onkeln, aber niemand wusste mir zu sagen, ob an einem Vormittag oder an einem Nachmittag, an welchem Wochentag, welchem Kalendertag, in welchem Monat oder zu welcher Jahreszeit ich auf diese Welt gekommen war. Es war noch nicht einmal möglich, durch eine verlässliche Berechnung, zum Beispiel anhand der Altersunterschiede zu meinen Geschwistern oder anhand des Alters meiner Einschulung, ein sicheres Geburtsjahr für mich herauszufinden. Wie konnte es nur möglich sein, dass man mir zwar von meiner vierzigsten Lebensnacht erzählte, aber nicht genau sagen konnte, um welche Jahreszeit es sich handelte?

Wenn ich meine Mutter mit diesen Fragen löcherte, erinnerte sie sich nur daran, dass sie mich auf dem Fensterbrett des mittleren Zimmers zur Welt gebracht hatte. Es soll irgendwann im Laufe des Tages gewesen sein, als ihre Wehen einsetzten. Sie hatte sich auf das breite Fensterbrett gesetzt und die Dienerin gerufen. Es war keine besonders schwere Geburt gewesen, darüber waren sich beide einig. Sie hatte dabei mit den Fingern am Fenster gekratzt, voller Schmerz zum Himmel geschrien und gesehen, dass es regnete.

»Dann sind die zweite Hälfte des Frühlings, der Sommer und die erste Hälfte des Herbstes unwahrscheinlich«, stellte ich fest. »Jetzt

musst du dich nur noch daran erinnern, Mutter, wie es draußen ausgesehen hat. An die Bäume und an die Blätter! Wie waren sie, als du hinausgeschaut hast, grün oder gelb?»

»Die Bäume habe ich nicht gesehen«, sagte Mutter, »aber ein weißer Schmetterling flatterte von außen gegen die Fensterscheibe. Und ich konnte ihm nicht helfen.«

Mein Ausschlussverfahren ergab, dass auch der Winter nicht infrage kommen konnte. Also nur so viel: Geboren? Ja. Wann? Nicht im Sommer, nicht im Winter, aber im Laufe eines regnerischen Tages, an dem ein weißer Schmetterling gegen das Fenster schlug und vergeblich versuchte, ins Zimmer zu gelangen. Wo? Auf dem Fensterbrett des mittleren Zimmers.

Mein Vater, der mit dem Alter etwas vergesslich geworden war und oft seine Sachen irgendwo verlegte, um sie später hilflos zu suchen, sich jedoch bestens an Zeiten erinnerte, die mindestens dreißig Jahre zurücklagen, schien es besser zu wissen: »Es war im Frühling oder kurz davor. Ich bin mir darin ziemlich sicher. Aber garantieren kann ich es dir nicht.«

Später fiel meiner Mutter ein, dass ihr Mann das genaue Datum in den Koran geschrieben hatte. Er hatte dem Schöpfer melden wollen, dass sein Kind gut angekommen war. Das taten viele Väter, obwohl sie sich das, dachte ich mir, auch gut sparen konnten, denn der Allmächtige wusste sowieso, wann er welche Geschöpfe auf unsere Erde schickte. Außerdem wurden damit die reinen Seiten des heiligen Buches befleckt. Aber vielleicht war es ja auch ein Ausdruck von Dankbarkeit. Wie dem auch sei, in meinem Fall führte es dazu, dass ein Funke Hoffnung von den Worten meiner Mutter auf mich übersprang.

»Wo ist der Koran?«, wollte ich wissen.

»Den Koran haben wir später dem Mullah der Moschee geschenkt.«

»Und wo ist der Mullah?«

»Der gütige Mullah ist schon längst tot. Allah segne seine Seele.«

Ich wusste, dass in der Moschee hinter unserem Haus viele Bände des Korans lagen. Aber in welchem mochte die für mich so wichtige Notiz stehen? Jetzt konnte mir nur noch mein Vater helfen.

In einem Moment der Ruhe, Vater trank gerade seinen Tee, trat ich zu ihm und sprach erneut das Thema an, das mich so sehr beschäftigte.

»Sohn, das ist so lange her.« Vater nahm seine Brille ab. Seine Kopfbedeckung aus edlem Lammfell, ein elliptisch geformter, steifer Hut, der mit seinen zwei Spitzen vorne und hinten wie ein kleines Boot aussah, lag auf dem blauen Teppich.

»Aber Agha!«, rief ich. »Sie haben doch das genaue Datum in den Koran geschrieben!«

»Das ist allerdings wahr«, sagte er, starrte den Boden an und überlegte. »Ich bin auch ziemlich sicher, dass ich deine Geburt ... ja, am Rand einer ... war es die rechte Seite? Ja, am Rand einer rechten Seite ... ungefähr in der Mitte des heiligen Buches eingetragen habe.« Er hob seinen Kopf. »Ganz genau!«

»Und?«

»Ich kann mich aber nicht mehr erinnern, Allah verzeih mir, wie dieses Buch genau ausgesehen hat.«

Meine Enttäuschung war groß, was mein Vater zu bemerken schien, denn er machte mir einen Vorschlag: »Es wird höchste Zeit, dass du mal wieder ein Gotteshaus von innen siehst. Vielleicht haben wir ja Glück.«

Hinter unserem Haus, am Eingang des Friedhofes, stand die kleine Moschee. Ich machte um sie immer einen großen Bogen, um die Gläubigen nicht zu stören, wenn ich mit meinem aufgeschlagenen Schulbuch auf den Friedhof oder auf die umliegenden Wiesen ging, um zu lernen.

Seit dieser Zeit mag ich Friedhöfe, seien es moslemische, christliche oder jüdische. Sie lösen in mir eine besondere Ruhe aus, die ich unter den Lebenden schwer finden kann. Ich stellte mir vor, in jedem Grab läge eine ganze Welt – ein toter Mensch mit all seinen Geschichten, mit seinen guten sowie bösen Taten. Häufig spazierte ich damals kreuz und quer über den Friedhof, las die Inschriften der Grabsteine oder legte mich zwischen zwei Gräbern nieder, um dort Geschichte, Geografie und Ethik zu lernen.

In der Moschee trug mein Vater sein Anliegen dem Mullah vor. Die Koranschüler saßen auf der Terrasse im Kreis, wiegten ihre Oberkörper hin und her und rezitierten Verse in einem melodischen Chor. Der Mullah unterbrach ihren Gesang und forderte sie auf, die sechzehn Koranbände auf eine handschriftliche Eintragung hin durchzublättern. Vater und ich setzten uns so lange in die Sonne und warteten, bis nach etwa einer Stunde zwei Ergebnisse verkündet wurden. Der

erste Eintrag betraf einen Todesfall und interessierte uns nicht weiter. Bei dem zweiten aber handelte es sich um einen Vermerk, mit blauer Tinte geschrieben, dessen Farbe zwar schon sehr verblasst, aber noch leserlich war: »Dank der Gnade Allahs bekam ich am ersten Mai des Jahres 1957 einen entzückenden Sohn.«

Es stand weder ein Name noch eine Unterschrift darunter. Mein Vater setzte seine Brille auf, las einige Male die Schrift, überlegte, konnte aber beim besten Willen nicht erkennen, ob es sich um seine Handschrift handelte. Ich gab mir Mühe, aber ich war auch ratlos. Er nahm das heilige Buch an sich.

»Wir fragen deine Mutter, vielleicht weiß sie weiter.«

Zu Hause hielt er den Koran meiner Mutter unter die Nase.

»Den Koran kann ich lesen, aber persische Handschriften nicht«, sagte sie.

»Dann habe ich dir also umsonst so viele Liebesbriefe geschrieben«, murmelte mein Vater.

»Ach, deine Briefe«, lachte sie. »Die habe ich niemals geöffnet.«

MEINE MUTTER SASS auf ihrem Bett, verfolgte jedes meiner Worte und beobachtete mich erstaunt, als ich sie schließlich fragte: »In welchem Jahr war das, Nane? Du schuldest mir die Antwort auf diese Frage immer noch.«

»Was weiß ich von den Jahren? Ich weiß nicht einmal mehr, was ich heute zu Mittag gegessen habe.«

»Es ist erst Vormittag, Nane.«

»Ich meine, so wie du erzählst, muss es im Frühling gewesen sein.«

»Oh ja, Nane! Endlich!«

Da funkelte ihr Blick. »Bist du wirklich Schaefer?«

»Ja!« Ich nickte so kräftig, wie ich nur konnte.

»Mach die Tür zu«, flüsterte sie. »Es gibt etwas, das ich dir seit Jahren zeigen will.«

Erstaunt über die wache Präsenz, die sie plötzlich zeigte, schloss ich die Zimmertür und setzte mich wieder neben sie aufs Bett. Sie band ihre Stofftasche los, öffnete mit ihren grazilen, zitternden Händen den Reißverschluss, holte einen kleinen, vergilbten Briefumschlag hervor und reichte ihn mir: »Lies mir vor!«

Vorsichtig öffnete ich den Umschlag und fand darin ein Stück zusammengefaltetes Papier, in dessen Mitte ein vertrocknetes Sonnenblumenblatt lag. Sie starrte es an, und ich ließ es in ihre offenen Hände gleiten. Der Brief war in schwarzer Tinte verfasst, die Buchstaben waren groß, die Worte gut lesbar:

»Meine liebe Verlobte, Khurschid! Gestern machte ich mich auf den Weg zu einem Blumenladen, um dir eine Rose zu kaufen. Da fiel mir eine einzelne Sonnenblume auf, die vor dem Geschäft in einer Vase stand. Ihr Gesicht leuchtete im hellen Licht, und ich war sicher, dass sie mich anlächelte. Ich lief um sie herum und bemerkte, dass sie ihren Kopf nach mir drehte, wohin ich auch ging. Da entschloss ich mich, sie zu kaufen, sie und keine andere. Ich möchte, dass nur unsere Hände sie berühren, und ich möchte alle neugierigen Blicke von ihr fernhalten. Deshalb schicke ich dir ein einziges Blatt. Wenn du es auf deine Hand legst, spürst du die meine, und wenn du an ihm riechst, erfährst du, nach wem es duftet ...«

Während ich den Brief weiter vorlas, roch meine Mutter an dem vertrockneten Blatt, steckte es in den Mund und aß es auf.

Der Verfasser des Briefes hatte keine der schönsten Blumen als Gleichnis für seine Geliebte ausgelassen. Auch beschrieb er sie als saftig, süß und fruchtig wie die Gärten jenes Dorfes im Osten der Stadt, in dem er als Kind gelebt hatte. Sie sei der schönste Vogel am Himmel, das blaue Meer, der volle Mond, der silberne Morgenstern. Und schließlich war sie für ihn wieder seine Khurschid, die ewig leuchtende Sonne.

Ich steckte den Brief wieder in den Umschlag und gab ihn ihr zurück. Obwohl ich ihre Antwort erahnte, fragte ich sie, wer ihr diesen Brief geschrieben hatte. Meine Mutter nannte alle Namen meines Vaters.

»Hadschi Scharif Khan Dschikani.«

»Bravo, Nane!«, rief ich. Ich war erstaunt. Nicht, weil die kranke Mutter sich auf einmal an den langen Namen ihres Mannes erinnern konnte, sondern vielmehr darüber, wie sie mich dabei ansah. In ihrem Blick glänzte ein ungebrochener Stolz, der mich erweichte, ja, sogar verunsicherte. Konnte sie sich an Irgendetwas ihrer rund fünfzig Jahre währenden Ehe erinnern?

Meine Mutter lächelte mich an. »Du hast mir diesen Brief aus Indien geschickt.«

»Wer? Ich? Ich soll dir diesen Liebesbrief geschrieben haben? Ich bin doch nicht dein Mann, Nane! Ich bin dein Sohn. Es war Hadschi Agha, dein Ehemann, der einige Male nach Indien gereist war.«

Sie wandte ihren Blick von mir ab und schickte ihn durch das offene Fenster hinaus in den weiten Himmel.

»Ich kann mich an meine Hochzeit erinnern«, sagte sie.

»Das ist doch etwas! Bitte, erzähl mir davon, Nane!« Ich war erfreut, dass sie sich an den schönsten Moment ihres Lebens erinnern konnte.

»Ach, es war eine schreckliche Hochzeit. Eine Karawane bunt geschmückter Pferde galoppierte durch die Straßen. Ich saß auf dem Rücken eines weißen Araberhengstes und fiel dreimal herunter. Mein Mann jagte hinter mir her, weil er vor den vielen Verwandten und Gästen floh ...«

Ihr seltsam nachdenklicher Blick verlor sich in dem weiß geknüpften Kreis in der Mitte des Teppichs.

Mein Bruder Asis und seine Frau hatten mir erzählt, dass sie den Teppich bei jedem der Umzüge meiner Mutter immer wieder mitgenommen und ausgelegt hatten. Ich wunderte mich, warum alle anderen großen Gegenstände aus dem Besitz meines Vaters im Laufe der Jahre abhandengekommen waren, nur dieser eine nicht. Für die anderen war er lediglich ein gutes Stück, das dazu diente, einen Zimmerboden zu bedecken. In meinen Augen aber trug er den Staub von drei Jahrzehnten afghanischer Geschichte in sich. Und für meine Mutter? Ich fragte mich, was für sie alles in diesem Teppich steckte, dass er ihren Blick so lange gefangen hielt.

»Es war wohl Abend«, fuhr meine Mutter, ohne aufzuschauen, ruhig fort. »Die Kutschen sind hintereinander und nebeneinander gefahren, konnten uns aber nicht einholen. In der einen haben Musiker gesessen und mit ihren Trompeten und Trommeln die Stadt nahezu an den Rand der Taubheit musiziert. An die vielen Blumen kann ich mich noch erinnern. Meine Kutsche war mit frischen Sonnenblumen, Rosen, Margeriten und den Puppen meiner Kindheit, die ich nun hinter mir ließ, geschmückt. Ich habe zwischen meiner Mutter und meiner Schwester gesessen ...«

Ihr Blick kehrte zu mir zurück, jedoch nur, um sogleich wieder nach draußen zu fliegen, wie ein Vogel, der aus seinem Käfig ausbricht. Da-

bei warf sie mehrmals die Hand in die Luft. Ihre Stimme schlug um, klang aufgeregt.

»Immer wieder wurde etwas durch die Luft geworfen, auf das sich alle stürzten. Ich glaube, es war eine Ziege. Alle rissen sich um eine tote Ziege. Was wollten sie nur?«

Sie seufzte, warf mir einen Blick von der Seite zu und sagte: »Du erinnerst dich sicherlich besser daran.«

»Wieso ich, Nane? Es gab mich damals noch nicht.«

Ich lachte, obwohl mir danach eigentlich nicht zumute war.

Ihr Mund schien ganz ausgetrocknet, sie wirkte erschöpft. Ich hob ein Glas Wasser an ihre Lippen. Nachdem sie getrunken hatte, ging ich zum Fenster, stellte das leere Glas auf das Brett und beobachtete sie. Seltsam. Sie starrte wieder geistesabwesend den weiß geknüpften Kreis in der Mitte ihres Teppichs an und murmelte vor sich hin: »Was wollten sie nur? Was wollten sie nur?«

3

AM ZWEITEN TAG besuchte ich nach dem Frühstück erneut meine Mutter. Ich hatte mit meiner Familie vereinbart, dass man uns für einige Tage allein ließ. Wir hofften, dass ich durch intensive Gespräche ihr Gedächtnis anregen und sie aus ihrer Verwirrung herausholen könnte. Nun saßen meine Mutter und ich wieder nebeneinander auf der Kante ihres Bettes und starrten auf ihren Teppich.

»Jetzt weißt du, Nane, dass ich dein Sohn bin, oder? Dein Sohn Schaer?«, sprach ich zu ihr und sah sie dabei an.

»Ja, das weiß ich«, antwortete sie, ohne sich zu rühren.

»Dann bin ich beruhigt, Nane. Kannst du dich auch an meine Geburt erinnern?«

»Natürlich kann ich das. Es war auf dem Fensterbrett.«

»Wunderbar! Kannst du dich auch erinnern, wie verärgert ich eines Tages mit meiner Geburtsurkunde in der Hand nach Hause kam, in die mir die Behörde ein falsches Geburtsdatum eingetragen hatte, und dass ich dich fragte, in welchem Jahr ich geboren sei?«

»Ja, es kommt mir vor, als wäre es gestern gewesen.«

»Mir auch, Nane«, erwiderte ich. »Jedenfalls hatte ich mich seit jenem Tag nicht mehr um das genaue Datum meiner Geburt gekümmert. Nur als ich nach Deutschland kam, schien genau das für die Behörden dort von großer Bedeutung zu sein. Nun bin ich längst deutscher Staatsbürger, und es ist mir nicht mehr wichtig, wie alt ich wirklich bin.«

Sie schaute mich mit zusammengekniffenen Augen an und fragte: »Du sagst, du bist Deutscher geworden, und gleichzeitig schwörst du, du wärst mein Sohn?«

»Nur auf dem Papier, Nane! Ich bleibe trotzdem dein Sohn!«

Ich hielt ihre Hand fest in meiner und suchte den Blickkontakt zu ihr. Ihr Blick aber flog über meinen Kopf hinweg weit in den blauen Himmel und blieb dort an einer weißen Wolke hängen. Ich hielt still und wartete, bis er in den Raum zurückflog und auf der gemusterten Stelle auf dem Teppich landete. Es dauerte nicht lange, da waren unsere Blicke auf denselben Punkt auf dem Teppich gerichtet, wie zwei Vögel, die über derselben Futterstelle flattern.

»Viele Dinge und viele Gesichter sind da«, sagte sie. »Ich kann sie sehen. Ich kann sie hören. Aber in dem Moment, da ich beginne, sie festzuhalten, sie jemandem zu zeigen, sind sie weg ... Was wollte ich eben sagen ... Ich meine, an den Schmetterling kann ich mich bestens erinnern.«

Sie sah mich an, und ich klopfte ihr sanft auf den Rücken. »Das ist doch etwas, Nane! Dann erinnerst du dich auch, dass unser Haus einst voller Schmetterlinge war. Schmetterlinge in allen Größen und Farben. Die meisten waren weiß. Und wenn du dich an die Schmetterlinge erinnerst, dann erinnerst du dich auch an die Schmetterlingsblumen in unserem Lustgarten, an Hunderte von Orchideen in allen Formen und Farben, an unseren Jagdhund Sardar, an den Gesang der Vögel. Unser Haus war ein Garten Eden auf Erden ...«

»Bist du der, der einmal in die Kotgrube fiel?«, unterbrach sie mich.

»Ja! Ja, ja!«, stieß ich lachend hervor. »Ha, ha, ha! Das bin ich! ... Der Gartendichter, der in die Gartentoilette fiel!«

Im Ansturm des Lachens rutschte ich zu Boden und auf ihren Teppich. Ich merkte, wie erstaunt und begeistert sie mich ansah und wie

zum ersten Mal ein sanftes Lächeln auf ihrem linken Mundwinkel erschien.

»Ich meine, das alles weiß ich«, sagte sie. »Und irgendwie doch nicht. Die Dinge kommen und gehen.«

Ich stieg auf ihr Bett, nahm eines der alten gerahmten Fotos von der Wand herunter, setzte ihr die Brille auf und hielt ihr das Bild direkt vor die Augen. Darauf waren mein Vater mit einem Hut, meine zweijährige Schwester Awesta, die ihre Arme um den Jagdhund geschlungen und ihr Gesicht auf dessen Gesicht gedrückt hatte, sowie ich in einer blauen Schuluniform zu sehen. Ich fragte sie, ob sie die Gesichter auf dem Foto erkannte.

Sie grübelte. »Keine Ahnung.«

Ich zeigte mit dem Finger auf Awesta und fragte, ob sie ihre Tochter wiedererkenne. »Siehst du, hier? Das ist deine zweite Tochter Awesta. Sie lebt inzwischen in London. Und das hier, in ihren Armen, ist Sardar.«

»Awesta kam unter den Granatapfelbäumen im Garten zur Welt«, murmelte sie.

»Bravo, Nane!«, lachte ich erfreut.

Ein Vierteljahrhundert lang hatte ich mir gewünscht, meine Mutter wieder fest in meinen Armen zu halten. Jetzt schien mir dieser Augenblick gekommen zu sein. Ich legte das Foto auf den kleinen Tisch neben ihrem Bett, neigte ihren Körper langsam zur Seite, bis ihr Kopf auf der zurückgerollten Decke lag, und schloss sie vorsichtig in meine Arme. Sie war klein geworden, viel kleiner als früher, leicht und abgemagert, und ich konnte ihre Knochen fühlen. Sie zog ihre Füße an, und wir lagen nun nebeneinander. Ich spürte ihre Wärme, ihren ruhigen Atem, und wir lagen eine Weile so da, bis ich ihr half, sich aufzurichten. Erschöpft und durstig fuhr sie mit der Zunge über ihre Lippen und stöhnte. Ich hängte das Foto an die Wand und gab ihr ein Glas Wasser. Sie trank es aus und gab es mir zurück.

»Danke, mein Sohn. Allah möge, dass du alt wirst.«

»Ich will gar nicht alt werden, Nane.«

»Ich meine, dass du lange lebst.«

»Das klingt schon besser.«

Ich blieb still vor ihr stehen, sah zum Himmel hinaus und ließ sie mich mit zusammengekniffenen Augen anschauen. Schließlich sagte

sie: »Jetzt weiß ich, wer du bist. Du hast dich immer über dieses Land, wo du jetzt lebst, beschwert, dass seine Menschen ihre Tauben nicht füttern.«

»Ganz genau«, stieß ich erfreut hervor. »So sind die Deutschen, Nane. Sie mögen keine Tauben, sie lassen sie vor Hunger sterben und behandeln sie schlecht, weil sie glauben, dass die armen Vögel irgendwelche Krankheiten übertragen.«

»Was haben sie gegen die armen Vögel, die Russen sind doch viel schlimmer als die Tauben. Die verbreiten die Pest.«

»Richtig, Nane«, lachte ich und fragte: »Du weißt also, dass ich in Deutschland lebe, richtig?«

»Natürlich weiß ich das. Du hast dich früher oft über das schlechte Wetter dort beschwert. Ist es dort immer noch so kalt?«

Mit dieser Frage zu meinem Leben überraschte sie mich. Bei unserem letzten Wiedersehen vor vier Jahren, im Herbst 2004, hatte sie mir noch viele derartige Fragen gestellt. Ich begann, Theater zu spielen.

»Uh! Kalt, sehr kalt. Sehr feucht, Nane! Schrecklich finster! Acht, neun Monate Winter, Nane!«

»Uh! Hör auf damit!« Sie spielte mit und schüttelte angewidert ihre Schultern.

»Der graue Himmel über Deutschland erdrosselt mich! ... Und die Menschen lieben ihren Himmel, Nane. Sie tragen ihn sogar auf ihren Gesichtern. Sie sind stolz auf ihre vier Jahreszeiten und verschweigen, dass drei davon feucht und grau sind. Wenn ich mich über das Wetter beschwere, erheben manche Frauen den Zeigefinger und sagen: ›Es gibt kein schlechtes Wetter, mein Lieber, es gibt nur schlechte Kleidung‹ ...«

»Uh! Der Totenwäscher soll sie holen!«

Sie sah plötzlich wieder sehr müde aus, und ich wollte sie nicht länger anstrengen. Ich war froh, dass es mir gelungen war, ihr Mitgefühl zu wecken, selbst wenn sie dafür meine deutschen Landsleute dem Totenwäscher auslieferte.

ICH STELLTE DEN einzigen Stuhl im Zimmer an den unteren Bereich des Teppichs, setzte mich, trank meine Tasse Kaffee aus, die auf dem kleinen Tisch stand, schloss dann die Augen und lehnte mich ent-

spannt zurück. Mit der Zeit überbekam mich das Gefühl, dass ich Gewicht verlor, dass mein Kopf leichter wurde, Blut durch meine Gehirnzellen floss und Licht in die schwarzen Löcher fiel.

Nach einigen Minuten öffnete ich meine Augen und sah zu meiner Mutter hinüber. Sie schien eingeschlafen zu sein. Ich dachte über unsere Gespräche nach und fragte mich, wie meine Mutter auf eine tote Ziege gekommen war, als sie mir von ihrer Hochzeit erzählt hatte. Und ich fragte mich, warum sie, während sie den weißen Kreis auf ihrem Teppich angestarrt hatte, »Was wollten sie nur?« gemurmelt hatte. An wen konnte sie gedacht haben?

Ich erhob mich und widmete meine Aufmerksamkeit dem runden Muster in der Mitte des Teppichs: zwei angstvolle Tieraugen, schmale, waagerechte schwarze Schlitzte, jeder umgeben von einer graugrünen Iris, waren auf mich gerichtet. Seltsam, dass ich nie zuvor diese Augen so genau wahrgenommen hatte. Da erkannte ich, dass sie einer Ziege gehörten, und glaubte, dass es jene Ziegenaugen waren, die mir all die Jahre hin und wieder im Traum erschienen waren, als ein Erlebnis aus meiner Kindheit in mir erwachte und vor meinen Augen Gestalt annahm.

ES WAR OPFERFEST. Ich stand in meiner neuen Festtracht auf der Treppe unserer Hausterrasse. Meine Familie hatte sich um eine Ziege versammelt, die der Metzger schlachten wollte. Benommen von Todesfurcht meckerte das Tier laut und rastlos und kämpfte, um sich aus den Armen des Metzgergesellen zu befreien. Sein verängstigter Blick war auf das große, scharfe Messer in der Hand des Metzgers gerichtet. Die Reflexion des Sonnenlichts auf dem blanken Messer blendete seine magisch schönen schwarzen Augen.

Unsere Dienerin schob ihm einen Zuckerwürfel unter die Zunge, um ihm das Sterben zu versüßen. Dann schwärzte sie dem Tier mit einem Pinsel die Wimpern, während der Metzgergeselle es festhielt. Da sah mich die Ziege flehend an. Ich erkannte die nackte Todesangst in ihrem Blick. Ich hätte die Treppe herunterlaufen, mich auf sie werfen und rufen können: »Halt!« Doch ich tat nichts, sondern setzte mich auf die Stufe, die Hände im Schoß, senkte meinen Kopf auf die Brust und weinte.

Aus dem Augenwinkel beobachtete ich das Geschehen. Der Junge griff die Ziege an den Beinen, warf sie zu Boden und setzte sich mit seinem ganzen Gewicht auf sie. Die Ziege versuchte, sich zu wehren, und meckerte mitleiderregend. Der Metzger kniete sich über ihren Kopf und hielt das Messer vor ihre Augen. Sein Geselle drückte ihren Kopf gegen den Boden. Weißer Schleim mit aufgelöster Zuckermasse floss aus dem Maul des Tieres, bevor der Mann die Schneide auf seinen Hals legte. Ein letztes Mal trafen unsere Blicke aufeinander, dann schloss die Ziege ihre Augen. Ich sah eine dicke, schwarz gefärbte Träne auf die weißen Kieselsteine fallen. Dann rief der Metzger: »Allah Akbar, Allah Akbar!« Das Messer ging an die Kehle des Opfers. Ein letzter Todesschrei. Die schwarze Träne verschwand im spritzenden Blut.

ICH KONZENTRIERTE MICH nun auf die anderen Muster des Teppichs, sowohl in ihrer Gesamtheit als auch in ihren Beziehungen zueinander. Nein, das hier war keine Pferdekarawane, die ruhig durch eine Steppe zog, vielmehr eine galoppierende, kämpfende Meute. Ich beugte mich über das erste Reitermuster und sah eine kleine, aus schwarzem Garn geknüpft Gestalt auf dem Schoß des Reiters. »Ach, Gott!«, rief ich laut nach dem Schöpfer und fiel zurück auf den Stuhl. Ich hatte erkannt, dass die Muster einen Buskaschi-Wettkampf – das nationale Reiter-spiel der Afghanen – darstellten. Ich verstand nun, welch starker Geist dem Teppich innewohnte. Mir schien, dass im Angesicht dieses Geistes weder die Demenz noch die Angst Bestand haben konnten. Ja, es schien mir nun, als wäre das edle Stück selbst das Gedächtnis meiner Mutter, welches in seinem Herzen ein Zeichen trug – das Zeichen meines Vaters. Ich lehnte mich zurück, verengte meinen Blick auf dieses Zeichen, auf das Muster im Herzen des Teppichgewebes, und verharrte in dieser Haltung so lange, bis meine Lider zusammenfielen.

AM DRITTEN TAG erzählte ich meiner Mutter die Geschichte meines Vaters, mit der er mich bestochen hatte, ihm in den Männerhamam zu folgen. Ich erzählte ihr noch weitere Geschichten, die durchaus heiter waren und von unserer gemeinsamen Vergangenheit, von meiner Kindheit oder meiner Jugend handelten. Sie saß, an zwei Kissengelehnt, im Schneidersitz auf ihrem Bett. Wenn sie vor sich hinstarrte, tat ich es ihr gleich, und der Mittelpunkt ihres Teppichs wurde der Treffpunkt unserer gemeinsamen Blicke. Wenn sie einen Satz oder ein Wort sagte, versuchte ich, daraus entweder direkt ein anschauliches Erinnerungsgebilde in den Raum zu stellen oder einen Bogen ins Zentrum eines Geschehens aus der Vergangenheit zu schlagen.

Der Geisteszustand meiner Mutter hatte sich von Tag zu Tag gebessert. Sie wirkte zunehmend lebendiger, mitunter gelang es mir sogar, sie zum Lachen zu bringen. Wenn ich merkte, dass sie Ruhe brauchte, legte ich mich schweigend auf ihren Zauberteppich, der sich eigenartig warm anfühlte. Mal ruhte ich auf der Seite, mal auf dem Rücken, oft auf dem Bauch, ließ die Herbstsonne, die ins Zimmer fiel, meinen Sinnen schmeicheln und mich vom Fluss meiner inneren Bilder mitreißen. Dann schloss ich mich einer ganzen Karawane von Erinnerungen an, die den Raum mit Gesichtern und Stimmen füllte, und es flossen dabei glückliche und traurige, gleichsam befreiende und heilvolle Begebenheiten ineinander.

Fünf Tage lang verbrachte ich täglich einige Stunden bei meiner Mutter. Und in dieser Zeit nahm vieles von dem, was ich heute erzähle – auch die Geschichte meines Vaters –, Gestalt und Form an.

MEIN ORT IST nun ein gläserner Raum auf der Spitze eines hohen Turms inmitten des Geistes. Er hat die Größe des Teppichs meiner längst verstorbenen Mutter, an dessen unterem Rand ich sitze. Es ist ein Niemandsland fernab der Welt, mitten in einem blauen Universum. Goldenes Sonnenlicht strahlt von allen Seiten in den Raum. Gesichter, Gestalten, Schatten und Bilderreihen, Töne und Stimmen spiegeln sich in meinem Inneren wider.

Wenn ich meine Augen schließe, erscheint eine blaue Himmelskugel vor meinem inneren Auge; und Erinnerungsbilder beginnen wie kleine und große, weit entfernte und nahe Sterne in ihr zu glitzern. Wenn ich mich auf eines dieser Bilder konzentriere und meine Augen wieder öffne, erstrahlt alles aus meinem Inneren auf der »Bühne« zwischen mir und dem Teppich meiner Mutter und stellt sich als ein in viele Ebenen verschachteltes, schatten- und farbenprächtiges Schauspiel dar. Es sind die Schatten und Geister einer verlorenen Zeit, gleichzeitig bin ich einer dieser Geister, der existiert, indem er alles erzählerisch weitergibt. Mal gehöre ich selbst zu dem Spiel, bewege mich sichtbar auf der Bühne, mal verschanze ich mich auf meinem Beobachtungsposten oder berichte von Ereignissen, deren Augenzeuge ich selbst nicht gewesen war.

Ich verstehe mich als einen nachahmenden Teppichweber, dessen Geschichten einem Muster folgen, dem eine uralte Vorlage, der Teppich meiner Mutter, zugrunde liegt. In ihm sollen sich meine Erzählungen zu einem vielfältig verschachtelten Märchenwerk verbinden. Mit dem Zeichen meines Vaters im Herzen.



Zweites Buch
Im Zauber
der Trauerweiden

Teil eins

1

AN EINEM MILDEN Frühlingstag im Jahre 1919, kurz nach dem Mittagsgebet, wurde ein kleiner Bauernjunge in Dschikan auf eine laute Männerversammlung im Innenhof der Moschee seines Dorfes aufmerksam. Der Junge hieß Scharif, er kam gerade von seinem Vater – einem bitterarmen Bauern, der auf dem Acker eines Grundbesitzers schuftete. In seinen Arbeitskleidern fühlte er sich eigentlich zu schmutzig, um ein Gotteshaus zu betreten, seine Hände waren von den saftigen Maulbeeren, die er gepflückt hatte, dunkelrot gefärbt.

Er hatte die Moschee noch nie von innen gesehen – was wohl auch daran lag, dass ihm dafür keine Zeit blieb. Scharif war das einzige Kind seines Vaters und musste ihm von früh bis spät zur Hand gehen. Er grub den Boden um, säte, bewässerte die Felder, brachte die Ernte mit ein und hütete die Kühe und Schafe. Und obwohl er das alles stets geduldig und ohne Widerspruch tat, bürdete sein Vater ihm nicht nur täglich neue Lasten auf, sondern entlohnte ihn nicht selten mit Schelte und Prügel.

Andere Kinder besuchten täglich die Koranschule in der Moschee und lernten dort, die Worte Allahs zu lesen. Aber Scharif war mit seinen fast zehn Jahren immer noch ein Analphabet. Dafür wurde er von allen in Dschikan wegen seiner Reitkünste bewundert. Wenn er auf einem Hengst durch die Weiten jagte, jedes Hindernis nahm und dabei geschickt mit einem Ball jonglierte, prophezeiten ihm die Leute, dass man ihn eines Tages beim Buskaschi als Held umjubeln würde.

Dieses Können verdankte er vor allem Osman, einem Gemüsehändler, dem er regelmäßig die Ernte verkaufte. Dieser hatte mindestens siebzig Jahre auf dem Buckel und wurde, obwohl er nicht reich war, aus Respekt als Khan bezeichnet. In seiner Jugend war Osman

Khan aus vielen Reiterwettkämpfen in Herat als Sieger hervorgegangen und gab nun seine Künste und sein Können an Scharif weiter, der große Hoffnungen hegte, eines Tages seinen Platz unter den besten Spielern des Landes zu finden.

Vielleicht lag es an seiner stillen und sanften Mutter, dass ihm seine Gabe, von etwas Besserem zu träumen und in allem nach dem Glück zu suchen, erhalten blieb. Wenn er sie leise singen hörte, wurde ihm leichter ums Herz, und wenn er verzweifelt war und nicht weiter wusste, suchte er ihren Rat. Doch die Mutter lag seit einigen Tagen krank im Bett, und am Abend zuvor hatte ihn der Vater übel zugerichtet. Er hatte ihn vom Sattel gerissen, ihm die Peitsche weggenommen und auf ihn eingeschlagen.

SCHARIF BETRAT DIE Moschee. Der Talib, der junge Bedienstete der Moschee, stand in dem terrassierten Innenhof neben dem Mullah – einem kleinen Mann, der ein sanftes Lächeln auf dem Gesicht trug. Der Mullah klatschte mehrmals in die Hände, damit die Männer sich beruhigten und ihre Aufmerksamkeit dem Koranschüler, der den Namen Asis trug, schenkten. Dieser räusperte sich und begann mit kräftiger Stimme und paschtunischem Akzent zu sprechen: »Im Namen des Allmächtigen bitte ich um Erlaubnis, ein paar Worte an Sie, meine Väter und Brüder, richten zu dürfen.«

Im Hof der Moschee breitete sich jetzt vollkommene Stille aus, und alle hielten den Atem an, als Talib Asis seine Rede begann.

»Die Begegnungen zwischen unserem Volk und den mächtigen Engländern sind in der Geschichte unseres Landes einzigartig. Zweimal sind sie zu uns über Indien gekommen. Das erste Mal, vor genau achtzig Jahren, besuchten sie uns mit einem kleinen Geschenk: mit einem König ihrer Wahl! Es kam zu einem Krieg, den nur ein Einziger von ihnen überleben sollte ...«

»Dr. Brydon!«, rief Osman Khan laut dazwischen.

Er stand eine Reihe vor Scharif. Scharif mochte den Mann, dem sein spitzer, silbern-schwarzer Bart in seinem schmalen, langen Gesicht das Aussehen einer alten Ziege verlieh und der ihm nicht nur die Künste des Reitens beibrachte, sondern ihn auch oft vor den Wutanfällen des Vaters in Schutz nahm.

»Danke, Osman Khan. Ich wäre selbst kaum auf den Namen gekommen«, rief der Talib zur Belustigung aller und setzte fort: »Aber das war ihnen nicht genug. Vor gut vierzig Jahren führten sie erneut Krieg gegen uns und brachten uns einen Herrscher namens Abdulrahman ins Land.«

»Tod dem Verräter und Despoten Abdulrahman!«, rief Osman Khan.

Die Männer drehten sich lachend zu ihm um. Scharif begriff nicht, worum es ging. Er fragte einen Mann, der neben ihm stand, wer Abdulrahman gewesen sei.

»Er hat den heutigen Staat Afghanistan gegründet, aber er hat mit den Engländern einen schändlichen Vertrag unterschrieben und Britisch-Indien weite Landesgebiete geschenkt«, flüsterte der Mann ihm zu.

Der Talib, der den Ruf aus dem Publikum schmunzelnd geduldet hatte, hob den Finger und sprach weiter.

»Sie wissen selbst, Osman Khan, dass der alte Emir seit achtzehn Jahren tot ist. Sein nichtsnutziger Sohn, der ihm folgte, auch. Doch nun, mit seinem Enkelsohn Amanullah, wird sich das Blatt der Geschichte wenden!«

Die Menge applaudierte. Jetzt wurde es für Scharif spannend. Vor Kurzem hatte er die Nachricht gehört, dass der König während seiner nächtlichen Ruhe in seiner Jagdhütte ermordet worden sei und sein jüngster Sohn Amanullah im fernen Kabul den Thron bestiegen habe. Scharif drängelte sich bis in die vorderen Reihen der Versammlung vor, bis er neben dem Arbab, dem Dorfverwalter, stand. Der Talib unterstrich seine Worte mit schwungvollen Gesten und beugte sich dabei weit nach vorn, als wolle er jedem Einzelnen so nahe wie möglich kommen.

»Betrachten wir unser Land von außen, ist es bis heute fest im Griff von Britisch-Indien. Es ist in seiner Entwicklung stehen geblieben, daher sind wir so einsam und von der Welt abgeschnitten, werden von Armut, Dürre und Seuchen heimgesucht. So hart unsere Bauern auch arbeiten, ihnen sind kaum genug Einkünfte beschieden, um ihr eigenes Überleben, geschweige denn das ihrer Familien zu sichern.«

»Schahbasch, Talib Asis! Gut gesprochen! Bravo!«, erhob Osman Khan erneut seine Stimme und erntete dieses Mal Beifall.

Der Talib ballte nun seine rechte Hand zur Faust und stellte sich aufrecht hin.

»Liebe Väter und Brüder! Die Stunde des afghanischen Volkes ist gekommen! Wie wir alle wissen, hat Amanullah, unser neuer König, England und Britisch-Indien den Dschihad erklärt und die vollständige Unabhängigkeit Afghanistans ausgerufen!«

Jubel und Allah-Akbar-Rufe erfüllten den Hof. Der Talib durchdrang mit seinen Augen die Gesichter der Umstehenden. Scharif beobachtete ihn voller Bewunderung. Er kam ihm größer und stämmiger vor, als er eigentlich war. Jetzt verstand Scharif, worum es ging. Es ging um den Dschihad, um einen Krieg, der das Land befreien und den Bauern etwas mehr als Wasser und Brot bringen sollte. Er begann zu applaudieren, und die anderen klatschten mit.

»Diese Heimat ist unsere gemeinsame Mutter«, sprach der Talib weiter und warb dafür, dass die Männer aus Dschikan sich den freiwilligen Volksgruppen zur Unterstützung der schwach ausgerüsteten afghanischen Armee anschlossen. Und Scharif, der sich fragte, ob es seine Verzweiflung war, die ihn genau in dieser Stunde an diesen Ort geführt hatte, fühlte auf einmal sein eigenes Schicksal mit dem Schicksal der »Mutter Heimat« verbunden, von der er bisher nicht viel mehr wusste, als dass sie ihnen guten Ackerboden geschenkt hatte. Er fühlte sich gleichzeitig von Trauer und Angst, von Freude und Mut erfüllt.

Unter den Begeisterungsrufen der Menge betrat der Arbab mit einem großen Porträt des Königs Amanullah die Bühne und hielt es hoch.

Scharif drängte sich bis in die erste Reihe vor und bewunderte das königliche Porträt: ein junger Mann mit einer Krone und einem Mantel, der mit vielen Medaillen behängt war, und einem Schwert in der Hand. Ein lautes Durcheinander brach aus, es wurde hitzig diskutiert. Am Ende hieß es, dass man gemeinsam an der großen Kundgebung teilnehmen würde, die am kommenden Freitag im nahe gelegenen Herat in der Freitagsmoschee stattfinden sollte. Doch wer und wie viele von den eifrigen bärtigen Männern sich tatsächlich an dem Dschihad beteiligen würden – diese Frage interessierte niemanden mehr. Das Dorf in der westlichsten Provinz des Landes war sehr weit von Kabul entfernt.

Die Versammlung ging auseinander, und jeder ging seines Weges. Nur Scharif blieb im Hof zurück. Er wollte mit dem Talib gerne allein weiterreden. Es drängte ihn, mehr darüber zu erfahren, was das Land bewegte, wo diese Engländer sich aufhielten und ob er, Scharif, vielleicht auch auf einem Pferd mitkämpfen könne. Also lief er durch einen langen Flur zum Zimmer des Talibs, das sich hinter dem Gebetsraum befand. Dort zögerte er. Vielleicht sollte er lieber nach Hause gehen, um seine Mutter zum Arzt bringen zu können, falls es ihr schlechter ging. Aber darum konnte sich auch sein Vater kümmern. Er klopfte leise an.

KURZ DARAUF SASS Scharif mit Asis, dem Koranschüler, bei einem Glas Tee auf der sonnigen Dachterrasse der Moschee. Von hier oben sah das Leben schön und einfach aus. Vor ihnen lag das Dorf mit seinen Lehmhäusern, den engen, staubigen Straßen und dem kleinen Basar mit seinen leicht gewölbten Kuppeln. Hin und wieder erschallten Rufe, jedoch zu fern, um sie zu verstehen. Hinter ihnen erstreckten sich die weiten, fruchtbaren Felder und Obstgärten, aus deren Richtung ein angenehmes Lüftchen wehte.

Der Talib hielt eine Tessbih, eine islamische Gebetskette, mit neunundneunzig hellblau leuchtenden Glasperlen in der Hand. Die kleinen Perlen bewegten sich unentwegt. »Na, was liegt dir auf dem Herzen?«, fragte er. »Wenn ich eine Antwort weiß, sollst du sie hören.«

Scharifs Augen leuchteten. »Ist es wohl möglich«, brach es aus ihm heraus, »dass auch ich mich mit den Mudschaheddin auf den Weg nach England mache, oder bin ich dafür noch zu jung? Ich kann sehr gut reiten, weißt du, da kommt keiner an mich ran. Und bekomme ich auch ein Gewehr? Wie lange wird es dauern, bis wir sie besiegt haben, und wie lange bleiben wir eigentlich in ihrem Land?« Endlich holte er kurz Luft. »Werden wir dann als Helden gefeiert, und ist der Krieg etwas Schönes, Talib Dschan?«

Der Koranschüler grinste, dass der Junge ihn nicht beim Namen, sondern »Lieber Talib« nannte. »Oh, mein Lieber«, sagte er, »wenn Kriege tatsächlich schön wären, dann wäre die ganze Menschheit glücklich, aber dann würde sie auch keine mehr gebrauchen können.«

Er erklärte Scharif in einfachen Worten, wo auf der Welt Afghanistan und Indien, wo Russland und England lagen und warum die Engländer aus dem fernen Europa hierhergekommen waren. Er erzählte von den Rivalitäten der Weltmächte, von denen im neunzehnten Jahrhundert zwei Besatzungen und viele Kriege ausgegangen waren.

Scharif musste sich sehr anstrengen, um dem Talib einigermaßen folgen zu können. Er wollte wissen, warum die Engländer immer wieder ins Land kamen und was sie wollten. »Haben ihnen unsere Tomaten und Melonen so gut geschmeckt?«

»Das wäre ein guter Grund gewesen. Denn wo auf der Welt findest du so paradiesische Früchte wie bei uns?« Der Talib lachte entzückt. Er trank einen Schluck von seinem Tee und nahm dabei die feinen Regungen auf dem Gesicht seines kleinen Gastes wahr. »Warst du schon einmal in der Moschee, Scharif? Ich kann mich nicht erinnern, dich je gesehen zu haben. Wenn du ein- oder zweimal in der Woche kommen würdest, dann würdest du sicher bald lesen und schreiben können.«

Scharif nickte. »Gern. Sehr gern. Aber ich muss vorher mit meinem Vater darüber sprechen.«

»Gut, Scharif Dschan.« Talib Asis nickte und stellte sein Teeglas ab. »Aber jetzt ist es Zeit für meinen Gebetsruf.«

Er stand auf und trat an den Rand der Dachterrasse. Dann hob er seinen Kopf gen Westen, hielt seine Daumen hinter die Ohrfläppchen und begann, mit geschlossenen Augen die Gläubigen zum Nachmittagsgebet zu rufen. Scharif legte sich auf seiner Matratze auf den Rücken und tauchte in den Klang von Talib Asis' Stimme ein, die ihn in ein Gebet für seine Mutter führte. Ihm war, als sei dieser dunkle, warme Ton eine riesige, kraftvolle Welle, die ihn in die Höhe trieb. Langsam glitt sein Blick in den Himmel, fing in der Ferne eine weiße Wolke ein und blieb dort wie verzaubert hängen. Sie hatte die Form eines Adlers, der mit ausgebreiteten Schwingen aus einer fernen Welt auf ihn herabsah. Oder war er selbst eine Feder auf der Brust des majestätischen Tieres, ganz in der Nähe seines schlagenden Herzens?

Ergriffen von diesem Gefühl verabschiedete Scharif sich von dem Talib und kam gegen Abend nach Hause. Dort wartete bereits sein Vater in der Tür auf ihn, rot vor Wut und mit der Peitsche in der Hand.

»Deiner Mutter geht es schlecht, sie muss sofort zum Arzt, und du kommst erst jetzt?«

Peitschenhiebe trafen den Jungen. Er schrie vor brennendem Schmerz auf.

ALS SCHARIF DAS Dorf verließ, begann es zu dämmern. Die kranke Mutter saß auf dem Sattel hinter ihm und schmiegte sich an ihn. Er wollte Herat möglichst vor Anbruch der Dunkelheit erreichen. Unterwegs sprach er hin und wieder mit ihr, beruhigend und liebevoll. Dass er auf den Vater wütend war und noch immer die Schmerzen der Schläge auf seinem Rücken spürte, erwähnte er nicht. Stattdessen schwärmte er von seinem Erlebnis in der Moschee, von seinem Vorhaben, beim Koranschüler lesen und schreiben zu lernen, und von dem neuen König.

»Unser neuer König, Amanullah, will überall Schulen bauen, Nane. Auch in Dschikan. Ich werde sie besuchen und irgendwann wird ein Arzt aus mir und ich werde die Kranken heilen. Sogar ein Krankenhaus wollen sie bei uns in Dschikan bauen.«

»Möge es so sein, mein Sohn, möge Allah die Hand des neuen Königs zum Geben nutzen«, erwiderte die Mutter schwach. Dann begann sie leise vor sich hin zu singen.

Sie gelangten an einen kleinen Fluss, an dessen Ufern alte Trauerweiden standen. Die Dschikanis waren stolz auf diese Bäume. Sie sahen in ihnen weise Männer, die aus Bescheidenheit ihre Köpfe zur Erde senkten, oder trauernde Frauen, denen die langen Haare in den Schoß fielen. Für die Dorfbewohner war das Flüsschen wie ein schützendes Band, das ihren trockenen Feldern Wasser gab und den Durst der Tiere stillte. Scharif trieb oft die Schafe hierher, und wenn er müde und traurig war, saß er auf einem großen Stein und ruhte sich unter dem grünen Gewölbe einer Trauerweide aus.

Kurz bevor sein Pferd die Brücke erreicht hatte, zügelte er es und hielt inne. Die schmale Holzbrücke wölbte sich hoch über dem Wasser. Er überlegte, ob er es wagen sollte, zusammen mit der Mutter über die alte Brücke zu reiten, deren Planken zum Teil morsch geworden waren, um schneller zum Arzt zu kommen, oder ob es besser wäre, die neu gebaute Brücke zu benutzen, die aber ein ganzes Stück ent-

fernt lag. Er schaute sich ratlos um und blickte zum Himmel. Von oben fiel ein bläuliches Licht auf die Trauerweiden und tauchte ihre langen, dünnen Zweige, ihre feinen dunkelgrünen Blätter in ein Farbenbad elegischer Schwermut.

Er sah genauer hin und entdeckte über sich eine Nachtigall und eine Eule. Wie seltsam, sie saßen nebeneinander auf einem Zweig, die erste sang laut, die zweite schwieg nachdenklich und lauschte. Zugleich war die Luft von einem starken Lilienduft erfüllt, der ihm zum ersten Mal missfiel. Er fragte die Mutter um Rat, wollte von ihr wissen, ob sie fest im Sattel säße und sich sicher genug fühle.

»Der Allmächtige wird uns führen«, antwortete sie und sprach dann leise vor sich hin: »Wie schön sind die Trauerweiden, mein Sohn. Möge ihr Zauber dir helfen, dass du alle Flüsse und Berge hinter dir lassen kannst und zum Schloss deiner Träume gelangst.«

»Ach, Nane«, rief Scharif, schlug mit der flachen Hand zärtlich auf ihr Knie und dann dem Hengst leicht in die Seite. Das Tier trat auf die Brücke, die unter der Last zu wanken begann, und schritt voran. Die Mutter murmelte Verse aus dem Koran. Der Junge hielt die Zügel locker. Nach wenigen Schritten aber blieb das Pferd stehen und scheute. Scharif streichelte das Tier am Hals. Es wäre besser, wenn er absitzen würde, dachte er, er könnte dann Mutter und Pferd über die Brücke führen. Als er sich aber herunterschwang, bäumte das Tier sich auf. Die Mutter fiel, noch bevor Scharif sie festhalten konnte, vom Pferd und stürzte hinunter in den Fluss. Scharif schrie fassungslos auf, lief schnell von der Brücke über das steinige Ufer ins Wasser und beugte sich über die bewusstlose Frau.

»Nane, Nane!«, rief er weinend.

Das Wasser floss über Teile ihres Körpers, als wäre nichts geschehen. Mit dem Kopf lag sie zwischen zwei Steinen, und er sah, wie sich Blut aus ihrer Schläfe mit dem klaren Wasser mischte, das es mit auf eine lange Reise nahm. Scharif fasste seine Mutter unter den Armen und zog sie ans Ufer. Immer wieder bat und flehte er, sie möge die Augen aufschlagen, aber sie gab kein Lebenszeichen von sich. Scharif zitterte am ganzen Körper, lief ratlos hin und her, konnte kaum atmen, nicht weinen, nicht denken. Er konnte nur schreien, immer leiser, immer kürzer und schlug sich mit der Faust ins Gesicht. Es war ihm, als hätte Gott die Welt für beendet erklärt, und der Gedanke daran, mit

einer toten Mutter heimzukehren, erschien ihm wie ein Sprung in die tiefste aller Höllen. Er schlang die Hände um seinen Kopf, richtete seinen Blick auf die leblose Mutter, kniete, schluchzte und verlor das Bewusstsein.

2

ALS SCHARIF ZU sich kam, es war nach Mitternacht, fand er sich in einem fremden Zimmer wieder. Er lag auf einer Matratze. Neben ihm saß der Talib mit einem feuchten Tuch in der Hand. Auf einem Tisch brannte eine Petroleumlampe.

»Wo bin ich?«

»Du bist bei mir«, sagte der Koranschüler.

»Meine Mutter, meine arme Mutter ...«

»Quäle dich nicht, Scharif, deiner Mutter geht es besser.«

Scharif fuhr hoch. »Sie lebt?«

»Ja, beruhige dich. Sie war ohnmächtig. Soviel ich weiß, ist sie inzwischen zu Hause und schläft.« Einige Minuten lang sprach keiner von beiden ein Wort. Dann reichte ihm der Talib ein Glas und sagte: »Komm, trink einen Schluck Wasser.«

Der Junge trank das Wasser und atmete auf.

»Jeden Abend nach dem Gebet gehe ich spazieren«, erzählte Talib Asis. »Du hattest Glück, dass ich dich gestern Abend gefunden habe. Der Gemüsehändler Osman kam gerade aus der Stadt zurück. Zusammen haben wir dich hierher gebracht. Aber jetzt solltest du erst einmal etwas essen, damit du wieder zu Kräften kommst.«

Der Talib brachte einen Teller voller Speisen – gekochtes Ei, Ziegenkäse, Brot, etwas Gemüse – und ein Glas Tee. Scharif hatte außer einem zeitigen Frühstück und ein paar Maulbeeren am vergangenen Tag nichts weiter gegessen.

»Osman Khan hat mir viel erzählt, ich meine, von dir und deinem Vater«, begann der Talib. »Wie ich höre, schlägt er dich sogar mit der Peitsche. Das tut mir leid, Scharif. Nun ja, wenn man die Peitsche von sich selbst abwenden will, schlägt man wohl andere.«

Nach einer kleinen Pause des Nachdenkens fuhr er fort: »Ich kenne deinen Vater nur flüchtig. Er kommt niemals zu uns in die Moschee, sicherlich betet er zu Hause. Aber Osman Khan scheint ihn gut zu kennen. Er mag dich übrigens sehr. Von ihm weiß ich auch, dass er dich im Reiten unterrichtet. Er sagt, du seist der mutigste und wildeste Reiter der ganzen Gegend und würdest eines Tages beim Buskaschi dem König als Sieger die tote Ziege vor die Füße legen.«

Scharif sah ihn mit seinen walnussbraunen Augen ruhig an, sagte aber nichts.

»Jedenfalls haben wir beschlossen, dass du hier bei mir bleibst, bis es dir besser geht. Ab jetzt bin ich für dich da, und auch der Mullah der Moschee ist damit einverstanden. Wie du siehst, habe ich nur ein kleines Zimmer, aber es reicht für uns beide. Sei also mein Gast! Wenn du möchtest, kannst du jeden Tag in die Koranschule kommen. Wenn du lesen und schreiben gelernt hast, wirst du sehen, welche Schätze hier auf dich warten.«

Talib Asis stand auf und zog ein dickes Buch aus dem Bücherregal. »Das sind Gedichte von Hafes«, sagte er. »Hast du den Namen Hafes schon mal gehört?«

Scharif schüttelte den Kopf. Asis setzte sich auf einen Stuhl zwischen dem Regal und dem Tisch, auf dem die Petroleumlampe brannte.

»Er lebte im vierzehnten Jahrhundert in der persischen Stadt Schiras, und du musst dir vorstellen, dass er mit acht Jahren den Koran auswendig konnte. Aber weil der Vater schon früh starb, musste er bei einem Teigmacher arbeiten, um für die Familie das nötige Geld zu verdienen.«

Talib Asis schlug das Buch auf, als wollte er aus ihm ein Gedicht vorlesen. Dann schlug er es wieder zu, lächelte und sprach in einem heiteren Ton weiter.

»Ich muss dir von dem jungen Hafes eine Geschichte erzählen: Eines Tages kam ein Mann in die Bäckerei, in der er arbeitete. Es war ein Tuchhändler, und er hatte sieben schöne Tücher aus feinsten Seide dabei, jedes in einer anderen Farbe. Hafes wollte unbedingt eines von diesen Tüchern haben. Der Mann sagte aber, dass alle sieben Tücher als Geschenk für seine Geliebte gedacht seien. Hafes lachte und sagte: ›Ich backe Ihnen ein Brot mit sieben verschiedenen Kräutern, das Sie anstelle des siebten Tuchs Ihrer Geliebten schenken können. Und ich

schreibe für sie, natürlich in Ihrem Namen, ein Gedicht, das sie begeistern wird.« Der Mann staunte und fragte: »Du schreibst Gedichte? Was willst du in deinem Gedicht über die Eroberin meines Herzens schreiben? Deine Hände sind so schön wie ...« Doch Hafes unterbrach ihn: »Lassen Sie sich überraschen, Onkel! Entweder Sie sagen Ja oder Nein.«

»Ich sage Ja. Und ich setze mich vor den Laden und warte, bis du mit dem Gedicht und dem Kräuterbrot fertig bist.«

Der Tuchhändler wartete, bis Hafes mit einem frisch gebackenen Brot und einem Gedicht zu ihm kam. Das Liebesgedicht war so schön und das Brot roch so gut, dass der Mann außer sich vor Freude war und Hafes eins seiner Tücher gab. Von nun an kam er jeden Tag in die Bäckerei und wollte ein Gedicht für seine Geliebte haben.«

Scharif, dem diese Geschichte gefallen hatte, wollte wissen, warum es in dem Liebesgedicht gegangen sei.

»Das Gedicht handelte von den Tüchern und dem Brot. Der junge Dichter hatte geschrieben, dass das siebente Tuch sehr lang und breit war und dass es bei dem Liebenden zu Hause für sie ausgelegt wäre – bedeckt mit den köstlichsten Esswaren für die Geliebte.«

»Und das Brot war eine dieser Köstlichkeiten«, vermutete Scharif.

»Richtig! Es wird erzählt, dass der Tuchhändler Hafes sehr ermutigt hat, Dichter zu werden.«

Der Talib schlug das Buch wieder auf, blätterte langsam und hielt dann bei einer Seite inne. Er las aber nicht gleich vor, sondern hielt das offene Buch in der Hand und sprach weiter: »In all diesen Gedichten preist er die Liebe, die Natur, die Schönheit der Geliebten und den guten Wein.« Während er die aufgeschlagene Seite anschaute, lächelte er, schüttelte begeistert den Kopf und sagte mehr zu sich selbst: »Warum nur preist er so oft den Wein? Ich bin noch nicht wirklich dahintergekommen. Na ja, jeder versteht seine Verse anders.« Er räusperte sich, zog die Augenbrauen hoch und begann vorzulesen:

In der Morgenfrühe sprach die Nachtigall

Zu der frisch erblühten Rose:

»Vertraue nicht zu sehr deiner Betörungskunst,

In diesem Garten blühten viele schon

Wie deinesgleichen auf!«

Da sprach die Rose lachend:

*»Die Wahrheit kann uns nicht betrüben,
Jedoch kein Liebender verletzt
Mit bitterem Worte die Geliebte!
Wenn's dich gelüftet aus diesem Becher
Den rubinroten Wein zu trinken,
Musst du noch viele Perlen
Mit deiner Wimpern Dorn durchbohren!«*

Wie oft hatte Scharif schon eine Nachtigall nahe einer Rose gesehen, aber diesem Bild kaum Beachtung geschenkt. Dass die Nachtigall in die Blume verliebt sein könnte, war ihm nie in den Sinn gekommen, und dass der Dichter die beiden so schön und lustig einander umwerben ließ, gefiel ihm sehr.

Talib Asis schlug das Buch wieder zu und stand auf. Er küsste es, bevor er es in das Regal zurückstellte. Doch er musste in Scharifs Augen den stillen Wunsch erkannt haben, mehr zu hören, denn er griff ein anderes Werk aus der Reihe und las laut den Titel: ›Aus den Ghaselen des Rumi‹. Er ging, mit dem Buch in der Hand, zum Fensterbrett und kam mit einem Glas Wasser zurück. Er schien müde zu sein. ›Wahrscheinlich hat er meinetwegen kaum geschlafen‹, dachte Scharif bei sich und empfand eine tiefe Dankbarkeit. Talib Asis blieb in der Mitte des Zimmers stehen, blätterte in dem Diwan und hielt die geöffnete Buchseite im Lichte der Petroleumlampe schräg vor die Augen. Dann räusperte er sich und begann mit einer leidenschaftlichen Stimme, voller Klang, voller Gefühl vorzutragen:

*Hör auf der Flöte Rohr, was es verkündet,
Hör, wie es klagt, von Sehnsuchtsschmerz entzündet:
Als man mich abschnitt am beschilften See,
Da weinte alle Welt bei meinem Weh,
Ich such ein sehrend Herz, in dessen Wunde
Ich gieße meines Trennungsliedes Kunde.*

»Hast du schon mal eine Nay gesehen?«, fragte Talib Asis nach einer kurzen Pause.

Scharif nickte. »Ich habe sie gesehen und auch schon gehört. Manche Hirten spielen auf so einer Flöte.«

»Stimmt. Und wie klingt sie?«

»Sie klingt klagend und voller Sehnsucht. Einmal war ich sogar dabei, als ein Hirte sie geschnitzt hat. Aus dem hohen Schilf, unten am Wasser.«

»Ja, siehst du«, sagte Talib Asis. »Das Schilfrohr, das sich im Wind biegt und sein ewiges wehmütiges Lied von den Träumen der Welt singt. Aber nun stell dir dieses Schilf einmal als Heimat und Ursprung einer Flöte vor. Stell dir vor, die Nay, in die du bläst, ist das Kind einer Schilfpflanze, die herausgeschnitten und von menschlicher Hand bearbeitet wurde. Und seitdem sehnt sie sich mit Wehklagen nach ihren Wurzeln zurück. Der Dichter Maulana Dschalal ad-Din Balkhi, der auch Rumi genannt wird, vergleicht die Seele des Menschen, die in der Welt herumirrt und auf der Suche nach Glück und Liebe ist, mit dem schicksalhaften Klang der Nay.«

Talib Asis schaute zum Fenster. Der Morgen dämmerte bereits und Scharif konnte von der Seite die Erschöpfung auf dem dunklen Gesicht des Koranschülers sehen. Dieser aber erzählte unermüdlich weiter. Er erzählte, dass die Musikanten die Nay auch mit dem afghanischen Streichinstrument Rebab und mit dem indischen Trommelpaar Tabla begleiteten. Dann ging er zum Regal und zeigte dem Jungen das Werk des Mystikers Abdullah Ansari aus dem elften Jahrhundert, der aus Herat stammte. »Warst du schon mal an seinem Grab?«, wollte er wissen.

»Nein«, antwortete Scharif.

»Sobald es dir besser geht, sollten wir es besuchen. Die Grabstätte, ein Mausoleum aus dem fünfzehnten Jahrhundert, ist ein bedeutender Pilgerort. Sie befindet sich am Schoß der Berge, in Gosargah.«

»Ist das nicht ein Ort in der Nähe von Dschikan?«

»Ja, ungefähr. Der Ort liegt nordöstlich von Herat bergaufwärts. Viele Berühmtheiten liegen dort neben Ansari begraben. Ich sage es dir, Scharif Dschan, in dieser altehrwürdigen Stadt gibt es so viele interessante Orte. Warst du schon mal auf dem Khwadscha Ghaltan?«

»Nein.« Der Junge war froh, dass der Talib sich wieder hinsetzte, so wirkte er nicht so respektinflößend auf ihn.

»Nördlich von Herat gibt es einen niedrigen Berg, na ja, es ist eher ein Hügel, er wird Khwadscha Ghaltan genannt. Er ist nach einem

Heiligen benannt, der dort begraben liegt. Wenn du einen besonderen Wunsch hast, der in Erfüllung gehen soll, eine bestimmte Frage, auf die du eine Antwort suchst, oder wenn du eine schwere Entscheidung zu treffen hast, dann suchst du Rat bei Khwadscha Ghaltan. Du legst dich oben auf den Hügel, mit dem Kopf auf einen flachen Stein und sprichst die Frage lautlos in dein Herz hinein. Dann bedeckst du dein Gesicht mit den Händen, schließt die Augen und schaukelst leicht. Wenn der Hügel dich mit heimlichen Kräften ins Rollen bringt, dann bedeutet das, dass der Pir, der heilige Alte, dir eine Antwort geben will. Wenn du ganz gerade nach unten rollst, kannst du sicher sein, dass deine Frage oder dein Wunsch bejaht wird. Wenn der Pir deine Frage mit Nein beantworten und dich vor einem Weg warnen will, dann lässt er dich schräg herunterrollen.«

»Und was bedeutet es, wenn der Berg mich gar nicht nach unten rollt?«, fragte Scharif.

»Eine gute Frage«, sagte Talib Asis und deutete mit dem Zeigefinger auf Scharif. »Das heißt dann, dass der Weise dir keinen Rat geben mag.«

»Ach so. Wie schade.« Scharif hatte sich das Bild des Berges so stark vor Augen geführt, dass er die dritte Möglichkeit regelrecht als reale Antwort seiner geheimen Fragen wahrnahm.

»Es gibt aber noch eine andere Möglichkeit, etwas für sich herauszufinden«, fügte Talib Asis hinzu, »wiederum im Diwan von Hafes.«

Der Talib rieb sich erschöpft die Augen und schaute wieder zum Fenster. Von außen drang etwas Licht ins Zimmer. Es war noch nicht hell genug, um die Gläubigen zum Gebet zu rufen, aber spät genug, um mit den Märchen aufzuhören und den Jungen in die Wahrheit einzuweihen, jetzt, da er eine Brücke geschlagen hatte, um ihm das sagen zu können, was es zu sagen galt.

Scharif beobachtete den Koranschüler, während dieser wieder zum Regal ging und gedankenverloren im Buch von Hafes blätterte. Mit einem Mal kam dem Jungen das Ganze seltsam vor. Warum erzählte ihm der Talib so viel und warum meinte er, er solle von nun an bei ihm bleiben? Er dachte wieder an seine Mutter, an das Unglück vom Abend zuvor, und sein Herz begann hastig zu schlagen. Er suchte die Augen des Talibs, die ihn die ganze Zeit mit Glaube und Freude ange-

steckt hatten. Jetzt aber leuchteten sie wie zwei schwarze Katzenaugen im Mondlicht und ängstigten ihn.

»Talib Asis«, rief Scharif. »Könnte ich bei Hafes eine Antwort auf meine Frage finden?«

»Ja, ich denke schon.«

Der Talib gab ihm den Diwan und setzte sich neben ihn. Scharif schloss die Augen und öffnete das Buch in der Mitte. Seine Hände zitterten. Talib Asis nahm es ihm aus der Hand, blätterte eine Seite weiter und las laut vor:

*Mein Körperstaub ist der Schleier,
Der Seelenantlitz umwebt,
O Augenblick, da vom Antlitz
Mir einst der Schleier sich hebt!*

Und damit hatte der Junge verstanden. Er schrie wie besinnungslos aus sich heraus. Der Talib legte das Buch beiseite, nahm ihn fest in seine Arme und suchte vergeblich nach Worten, die ihn trösten könnten. »Deine Mutter hatte Glück. Es ist der Wunsch eines jeden Muslims, in einer Nacht zum Freitag zu sterben, damit sein Sarg am kommenden Tag in der großen Freitagsmoschee vor Tausenden Gläubigen aufgebahrt wird, die ihn in ihr Freitagsgebet einschließen. Wir werden sie dann am Nachmittag am Fuße des heiligen Ansari begraben. Welch ein Glück!«

Scharif konnte nicht weinen, er schrie nur, er schrie wie ein junger Löwe voller Schmerz, voller Leid und Klage. Nach seinem letzten Schrei, fast stimmlos, brachen endlich die Tränen hervor. Der Mullah der Moschee kam gelaufen, auch der alte Gemüsehändler Osman Khan. Gemeinsam versuchten sie, ihn zu beruhigen.

Scharif war es, als hätte Gott ihn in eine seiner Höllen geworfen, in die heißeste, einsamste, finsterste. Und es war ihm, als brenne darin nicht nur sein Körper, sondern auch seine Seele. Er fühlte die Flammen immer wieder von Neuem, so lange, bis sein Blut und seine Tränen ausgetrocknet waren, bis sein Gesicht bleich wurde, und er nicht mehr weinen, nicht mehr fühlen und atmen konnte. Verlassen von letzter Lebenskraft fiel er in einen langen, tiefen Schlaf.

SCHARIFS MUTTER WURDE am selben Tag vor dem Mausoleum des Dichters Ansari beerdigt. Er selbst lag mit hohem Fieber im Bett, und Talib Asis kümmerte sich um ihn. Um die Verstorbene wurde dann zwei Tage lang in der Dorfmoschee von Dschikan getrauert. Scharif hatte kaum Seelenkraft, um unter Menschen zu erscheinen, die in den Gebetsraum kamen und für seine Mutter beteten. Er lag bei Talib Asis auf der Schlafmatratze und trauerte allein. Er vergoss Tränen, bis er in einen besinnungslosen Zustand verfiel oder einschlief. Und jedes Mal, wenn er erwachte, schluchzte und weinte er erneut.

Am dritten Tag, als die Trauer zu Ende war und Scharif am frühen Morgen von schweren Träumen erwachte, war er völlig erschöpft und immer noch schwer ansprechbar. Talib Asis bereitete das Frühstück vor und setzte sich zu ihm.

»Draußen beginnt ein schöner Frühlingstag, Scharif Dschan. Ich möchte zum Ansari-Mausoleum reiten. Ich würde mich freuen, wenn du mitkommen würdest. Und vielleicht reite ich danach zum Zabsak-Pass. Weißt du, wo der liegt?«

Scharif gab kein Wort von sich.

»Der Zabsak-Pass liegt auf der Strecke zwischen Herat und Badghis. Du hast bestimmt einmal von dieser Region nordöstlich von Herat gehört. Weißt du, wofür sie berühmt ist?«

Scharif war immer noch still, und der Talib zählte auf: »Für ihre paradiesisch schönen Berge und Täler. Für ihre Blumen und für den Fluss Morghab, der dort fließt. Und wofür sonst? Fällt dir noch etwas ein, was ich vielleicht vergessen habe?«

»Pistazien«, antwortete Scharif leise.

»Na, wunderbar! Und wo genau wachsen Pistazienbäume? Weißt du das?«

»Auf niedrigen Bergen.«

»Richtig«, rief Talib Asis. »Sie wachsen in einer Gebirgsregion zwischen Badghis und Turkmenistan. Dann kennst du ganz sicher auch den Gebirgspass Zabsak.«

Scharif blickte ihn mit klein und rötlich gewordenen Augen an und murmelte: »Zabsak ist ein Sterbetal.«

»Ja.« Talib Asis nickte. »In diesem Tal haben viele ihr Leben gelassen. Vor zwei Jahren auch meine ganze Familie. Meine Eltern, mein älterer Bruder und meine kleine Schwester.«

Diese Worte schockierten den Jungen. Errichtete sich auf und sagte: »Es tut mir leid, Talib Asis. Das habe ich nicht gewusst. Wie ist das geschehen?«

»Ähnlich wie bei dir, Bruder. Unsere Kutsche ist in das Tal gestürzt. Nur ich habe dieses Unglück überlebt. Aber lass uns doch erst mal frühstücken. Dann erzähle ich weiter. Deine glückliche Mutter liegt am Fuße des heiligen Ansari, wie meine Familie auch. Unsere Mütter sind auf ähnliche Weise gestorben, Scharif, und sie liegen nah beieinander. Darum hatte ich den Mullah ausdrücklich gebeten. Das Schicksal hat nicht nur unsere Mütter zueinandergeführt, sondern auch uns beide. Und gleich werden wir auf meinem Pferd zusammen dorthin reiten.«

Diese Worte trösteten Scharif, nahmen ihm die Angst und das Gefühl, allein und verloren zu sein. Sie frühstückten gemeinsam auf der schönen Terrasse der Moschee. Dann verließen sie das Dorf und ritten nach Gosargah.

DAS ANSARI-MAUSOLEUM lag am Schoße der Berge und bestand aus zwei Höfen, durch die ein Weg in Form einer Längsachse auf das Mausoleum zuführte. Scharifs Mutter war an einer Stelle beerdigt, wo bekannte sowie namenlose Tote um das Grab des Pir-e Herats, des Alten von Herat, ruhten – Könige und Königssöhne in prächtigen, großen Ruhestätten, Arme in kleinen und vergessenen. Ihre Köpfe lagen nach Norden weisend, ihre Gesichter waren zur Kaaba, nach Westen, ausgerichtet. Die Wände des Binnenhofes wie auch die Gebetsnische waren mit Miniaturen und edlen Kacheln verziert. Das Grab des Heiligen lag auf der östlichen Hälfte des Hofes und war mit einem Eisengitter umzäunt. An seinem Kopfe wehte eine grüne Flagge. Pilger standen um das große Grab wie seit Jahrhunderten. Gesunde, Kranke, Blinde, Krüppel, Reiche und Arme. Alle legten ihre Stirn auf das eiserne Gitter und beteten, damit der Dichter sie heilen möge und ihnen Glück brächte. Bettler und verwaiste Kinder saßen hier und da herum und baten um Almosen.

Scharif, der noch nie hier gewesen war, erwachte beim Anblick des Grabes seiner Mutter aus der Besinnungslosigkeit und begriff zum ersten Mal, dass der böse Traum wahr war. Doch nach dem

Schwächeanfall, der ihn vorerst überkam, und nach den vielen Tränen, die er dann vergoss, fand er schließlich etwas Trost und Erleichterung: Seine Mutter lag an einem idyllischen Ort, im Schutz eines Heiligen und Dichters, Arm in Arm neben der Mutter eines Menschen, den er ins Herz geschlossen hatte. Nun spürte er ein Bedürfnis, mehr über den ähnlichen Schicksalsschlag, den dieser Mensch vor zwei Jahren erlitten hatte, zu erfahren und ebenfalls an dessen Trauer teilzuhaben.

DER WEG VON Gosargah bis zum Zabsak-Pass war weit und führte ostwärts entlang der Gebirge. Sie galoppierten durch weite Steppen, Bergpässe und von Wildblumen bedeckte Täler. Sie sahen Hirten, Nomadenzelte, aller Art Vieh und Singvögel. Noch nie war Scharif in dieser Gegend gewesen, noch nie hatte er eine so gewaltige Landschaft gesehen oder eine so heilsame Luft geatmet. Je weiter sie zogen, desto leichter wurde ihm ums Herz und desto stärker fühlte er sich in der Seele.

Schließlich ritten sie auf einem verschlungenen Bergpfad, der sich an manchen Stellen an Hängen entlang der Täler auf der rechten Seite immer höher hinaufschlängelte. Noch vor dem Sonnenuntergang gelangten sie auf eine hohe Stelle, von der aus sich zu ihrer Rechten ein schwindelerregendes, weites und grünes Tal, das Sterbetal, öffnete. Dort stiegen sie von ihrem gemeinsamen Pferd ab. So weit der Blick reichte, sah man sich von Gebirgen umringt. Doch unter ihren Füßen öffnete sich ein prächtiger, stufiger Hang, der im ebenso prächtigen Sterbetal endete. In der Tiefe lagen im wilden Grün und Mohngebüsch Reste des menschlichen und tierischen Lebens: Wracks, Gebeine und Kleiderstücke. Scharifs Blick flüchtete vor diesem mörderischen Abgrund in den Anblick eines abgestorbenen Baumstammes, der waagrecht vom Berghang emporgewachsen war. Er musste sich setzen und seine Augen schließen. Talib Asis band sein Pferd an einen Felsen und gab ihm Futter. Dann hockte er sich neben Scharif, und nachdem er gebetet hatte, begann er zu erzählen.

»Der Anblick der Nomaden, ihrer Zelte, ihrer Kinder und Tiere ist für mich die Heimat meiner Seele. Ich fühle mich geborgen, wenn ich sie nur sehe. Ich bin mit den Kindern von Bauern und Hirten, aber

auch mit Nomadenkindern aufgewachsen. Wir führten ein bescheidenes Leben. In Ghasni, weit im Osten des Landes. Mein Vater war Mullah in einer Moschee. Daher habe ich bereits mit zehn Jahren das meiste vom Koran auswendig gekonnt. In unserer Region gibt es Stammesgeistliche, die ich alle kenne. Ich habe bei ihnen auch etwas Bildung genossen. Außerdem habe ich bereits als Kind Bücher geliebt. – Hörst du mir zu, oder brauchst du deine Ruhe?»

Scharif öffnete seine Augen. »Ich höre zu, sprich bitte weiter.«

Talib Asis erzählte nun von seinem Bruder. Als dieser noch sehr klein gewesen war, war ihm seine Cousine versprochen worden. Sie sollten später miteinander vermählt werden. Aber vor einigen Jahren war die Familie des Mädchens nach Badghis gezogen. Dann, es war vor zwei Jahren gewesen, wollten Asis' Eltern diese Familie besuchen, um gemeinsam Vorbereitungen für die Hochzeit zu treffen – eine Reise, die mit dem Tod geendet hatte. »Bis nach Herat waren wir zehn oder elf Tage mit der Kutsche unterwegs«, sagte Talib Asis. »Die Nächte verbrachten wir in den Karawansereien.«

»Wer hat die Kutsche gefahren?«

»Mein Vater. Mein Bruder hat neben ihm gesessen. Meine Mutter, meine kleine Schwester und ich saßen hinten. Und dann, kurz vor dem Ziel, genau an dieser Stelle, passierte es.«

Scharif schloss wieder seine Augen.

»Alles geschah im Bruchteil einer Sekunde ... Die Kutsche rutschte und kippte nach rechts ... das Pferd bäumte sich auf und gab einen einzigen Laut von sich ... die Kutsche stürzte und riss uns alle mit sich ... Ich hörte Allah-Rufe ... noch im Fallen griff ich nach meiner Schwester, um sie mit meinen Armen zu umschließen ... doch ich wurde von der Kutsche geschleudert ... ich fiel auf diesen komischen Baum da drüben ...«

Scharif richtete seinen verengten Blick auf den abgestorbenen Baum am Hang.

»... dann wurde ich bewusstlos.« Talib Asis nahm Scharifs Hand und erhob sich, bevor dieser anfang zu schluchzen. »Komm, lass uns den Sonnenuntergang anschauen.«

Sie gingen noch ein Stück bergauf und setzten sich mit dem Gesicht nach Westen auf die Bergkuppe. Dort, am Horizont, schien die Sonne in einem Ozean aus Blut herabsinken zu wollen. Scharif er-

fuhr von Talib Asis die Fortsetzung dessen tragischer Geschichte. Die Nomaden hatten den bewusstlosen Jungen gefunden und mitgenommen. Sie hatten auch dessen Tote nach Herat gebracht und auf dem Gelände des Mausoleums begraben. Asis hatte einige Tage in Gosargah mit den Nomaden verbracht und dann langsam die Stadt entdeckt. Der erste Ort, der ihn in Herat fasziniert und ihm Schutz und Seelenruhe geschenkt hatte, war die Masdschid-e Dschami gewesen.

»Diese unglaublich große Freitagsmoschee«, erzählte Talib Asis. »Ich habe dort gern und viele Nächte geschlafen. In den Hallen, im Hof, im Park ... wo ich wollte. Und dann habe ich einmal für eine kleine Gruppe, die das Abendgebet verpasst hatte, im Park vorgebetet. Dafür bekam ich viel Lob. Und auf diese Weise lernte ich eines Tages den Mullah von Dschikan kennen. Den Rest kannst du dir denken.«

Sie blieben noch eine Weile sitzen, bis Talib Asis aufstand. »Wir müssen aufbrechen, Scharif Dschan, damit wir bis zum Abendgebet aus diesem Gebirgslabyrinth heraus sind.«

Sie gingen zu ihrem Pferd, stiegen auf und machten sich zurück auf den Weg nach Herat. Doch das Gespräch setzten sie fort. Scharif wollte wissen, warum Talib Asis nicht in seine Heimat zurückgekehrt war.

»Für mich ist es wichtig, dass ich bei meinen Eltern und Geschwistern bin und ihre Gräber regelmäßig besuchen kann«, antwortete dieser.

Aber es gab noch einen weiteren Grund. Er höre, sagte er, von Zeit zu Zeit im Schlaf oder im Wachsein eine Flöte, die ihn aus weiten Fernen zu sich rufe. Das geschehe ihm bereits seit einigen Jahren – seitdem er mit dem Leben und Werk des Dichters Rumi vertraut sei. Seit dieser Zeit habe er den Wunsch, in dessen Nähe zu weilen.

»Nur, seitdem ich hier in Herat bin«, lachte Talib Asis, »kommt mir beim Hören einer Flöte aus der Ferne weniger die türkische Stadt Konya in den Sinn.«

»Welcher Ort kommt dir dann in den Sinn?«, fragte Scharif.

»Wenn ich das wüsste«, antwortete der Talib, hielt an und blickte zum Horizont, wo die blutroten Spuren der versunkenen Sonne einen unheilvollen Anblick boten. Scharif fokussierte seinen Blick auf Talib Asis' rötlich glänzendes Antlitz, das ihm wie eine lodernde Flamme

erschien. Der Ausdruck auf diesem Gesicht und in diesen Augen verriet ihm, dass er eher zu sich selbst sprach: »Ich fürchte aber, es ist der Ruf einer Heimat, die überall und nirgends sein könnte, weil es sie für mich letztendlich nicht gibt. Ich weiß nur, dass es ein Ruf aus einer unbekanntenen Ferne ist, der mich zu unheimlichen Orten lockt, um mich herauszufordern, dort eine Heimat zu finden.«

Scharif wurde bange ums Herz. »Nicht dass du irgendwann gehst«, murmelte er, umschloss Talib Asis mit beiden Armen und blickte mit ihm in Richtung Horizont.

3

VON SEINER ZEIT in der Moschee sprach mein Vater bei unseren gemeinsamen Besuchen im Männerhamam wenig. »Von dieser Zeit zu erzählen«, pflegte er mir zu sagen, »fällt mir nicht leicht, obwohl sie für mich sehr aufregend war. Ich lebte nach strengen Regeln und mein Alltag war Routine.«

Mir schien, dass die Erinnerungen daran – schwere, aber auch befreiende und schöne – meinem Vater zu heilig waren, und ließ ihm seine Geheimnisse. Sein eigener Vater, ein einfacher und grobschlächtiger Bauer, hatte ihn verbannt und ihn nicht mehr haben, nicht mehr sehen wollen. Talib Asis hatte ihn aufgenommen, mit der Liebe und Fürsorge eines echten Bruders. Er hatte alles getan, damit seine kleine Kammer in der Moschee auch ein Zuhause für meinen Vater werden konnte.

Er hatte mit ihm sein Brot geteilt und sein Hab und Gut. Er hatte ihm in schweren Stunden beigegeben, ihm Lesen und Schreiben beigebracht, lehrreiche Gedichte und schöne Geschichten vorgelesen und ihn mit uralten Weisheiten vertraut gemacht. Er hatte ihn jeden Freitag zum Gebet in die Stadt mitgenommen und zu ausgedehnten Spaziergängen bis spät in die Nacht.

Und so hatte sich die Trauer im Herzen meines Vaters langsam in Kraft und Liebe und die schweren Schuldgefühle in leichte Hingabe verwandelt.

DREI JAHRE NACH dem Einzug bei Talib Asis konnte Scharif große Teile des Korans auswendig. Er sammelte für die Moschee Almosen und rief die Gläubigen zum Gebet auf. Später unterrichtete er sogar die Kinder in der Koranschule. Aus ihm war ein frommer Junge geworden, ein zweiter Talib, den alle bewunderten. Allerdings – vom Reiten wollte er nicht länger etwas wissen, und schon gar nicht von irgendwelchen Buskaschi-Kämpfen. Alle Träume davon hatten ihn verlassen. Die Karawane der Zeit zog weiter, bis sieben Jahre nach dem Tod seiner Mutter – Scharif war nun um die sechzehn – das Blatt im Buch seines Lebens sich erneut wendete.

Eines Frühlingsnachmittags ging er wie gewöhnlich von Tür zu Tür und sammelte Almosen für seine Moschee. Nur um die alte Gasse, in der noch immer sein Vater lebte, machte er einen Bogen. Nicht weil er ihn hasste. Er wusste, wie schwer es sein Vater hatte. Als er beim Haus von Osman Khan vorbeiging, fand er diesen auf seiner kleinen Terrasse sitzend vor. Der Gemüsehändler zog genüsslich an einer Wasserpeife und trank Tee.

»Möchtest du nicht einen Tee mit mir trinken, Scharif?«, fragte er.

»Gern, warum nicht.«

»Na, dann setz dich.« Der alte Mann freute sich. »Sieh mal, die Teeschalen sind ganz neu. Gefallen sie dir?«

Scharif setzte sich ihm gegenüber und füllte die blauen, mit weißen Mustern verzierten Schalen mit heißem, duftendem Tee.

»Ja, sie sind wirklich ganz besonders schön.«

Nachdem sie einige Worte gewechselt hatten, schaute Osman Khan den Burschen an und begann zu erzählen.

»Also, mein Junge, wenn ich dich so vor mir sehe, dann glaube ich an Wunder. Wie kann es möglich sein, dass du, ein so tapferer und lebenswürdiger Junge, von einem so sturen Dummkopf abstammst? Hat er eigentlich in den vergangenen sieben Jahren ein einziges Wort mit dir gesprochen?«

Scharif lachte. »Nein, Onkel Osman. Ich sehe ihn kaum, und wenn, dann tut er jedes Mal so, als würde er mich nicht kennen. Unser Mulah und Talib Asis haben mich oft gefragt, ob ich ihn nicht einmal besuchen wolle. Ich habe es abgelehnt, weil ich weiß, dass es für beide Seiten zu schwer sein würde.«

»Gut gemacht«, sagte Osman Khan, trank einen Schluck Tee und schüttelte dann erstaunt den Kopf. »Ich habe es damals nicht fassen können, wie schnell er wieder geheiratet hat. Er soll sogar ein weiteres Kind bekommen haben.«

»Davon habe ich gehört. Das freut mich sehr. Mein Vater bleibt mein Vater. Ich hoffe, dass ich ihm eines Tages helfen kann.«

»Ja, aber erst mal musst du aus deinem Leben etwas machen«, sprach Osman Khan. »Vor Jahren haben wir alle gedacht, dass der nächste Held beim Buskaschi aus Dschikan kommen würde. Ich will hier nicht den Teufel spielen, aber wie lange willst du noch in der Moschee bleiben? Willst du nicht eine richtige Arbeit finden, für deine Zukunft sorgen und irgendwann ... eine Familie gründen ...?«

Osman Khan wurde von einem Hustenanfall geschüttelt und legte die Wasserpfeife beiseite.

Scharif lachte. »Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.«

»Sieh mal, Scharif.« Osman Khan räusperte sich und sprach dann in ruhigem Ton weiter. »Ich habe mein Leben lang jeden Tag Obst, Gemüse und Vieh in die Stadt gebracht und verkauft. Alles, was so ein Dorf wie Dschikan anzubieten hat. Jeder in Dschikan will, dass ich ihm seine Ernte abkaufe. Das weißt du doch. Ich habe eine Menge Kunden in Herat. Viele auf dem Basar kennen mich und vertrauen mir. Nun ...«

Erneut hustete er sich fast die Seele aus dem Leib. Scharif reichte ihm das Teeglas und wartete, bis er wieder sprechen konnte.

»Nun bin ich alt geworden. Ich kann dir nicht sagen, wie alt. Nur Allah weiß, wie viele Jahre ich wirklich auf dem Buckel habe. Aber ich fühle mich schwach, oft bin ich krank, plage mich den lieben langen Tag herum, ich huste und komme trotzdem nicht von der Wasserpfeife los. Ich schaffe das alles einfach nicht mehr. Mein kleines Lager da drüben ist voll mit vor sich hin faulendem Gemüse.«

Osman Khan griff erneut nach der Wasserpfeife. Scharif ahnte, worauf er hinauswollte. In der ersten Zeit nach dem Tod der Mutter hatte er wiederholt den Wunsch geäußert, dass er zu ihm ziehen möge. Dann aber hatte er gemerkt, dass er in der Moschee glücklich und gut aufgehoben war, und hatte nicht weiter davon gesprochen. Dieses Mal aber klang Osman Khan ernster als damals.

»Sie sollten weniger Wasserpfeife rauchen, Onkel Osman«, sagte Scharif.

Der alte Mann spuckte aus und sprach unbeirrt weiter.

»Ich habe keine Frau und keinen Sohn. Ich habe vor Jahren dieses Häuschen hier gebaut, scheinbar aus Lehm und Ziegelstein, aber eigentlich aus Schweiß und Blut ...« – Er räusperte sich und seufzte und schien innerlich sehr bewegt zu sein. – »Wenn du möchtest, mein Sohn, kannst du bei mir wohnen. Das habe ich dir schon oft gesagt. Meinetwegen kannst du das vordere Zimmer haben, das nach Süden zeigt. Den Koran hast du ja inzwischen auswendig gelernt, der geht dir also nicht mehr verloren. Und der Buskaschi-Held steckt immer noch tief in dir. Im Norden, woher das Spiel stammt, wird kaum ein Kampfreiter unter vierzig Jahren ernst genommen. Du hast noch sehr viel Zeit, und ich hoffe, dass du deinem alten Traum eines Tages wieder nachgehst. Vorerst aber möchte ich noch etwas anderes in dir hervorzaubern!«

Er blickte Scharif mit großen, von tiefem Glauben und Wohlwollen erfüllten Augen an.

»Einst wollte ich dich zu einem Helden des Buskaschi ausbilden, aber jetzt will ich aus dir den besten Gemüsehändler des Dorfes oder, besser noch, des ganzen Basars machen. In zwei Jahren werden sie dir auf dem Markt die Weintrauben und Kartoffeln aus den Händen reißen. Na, was sagst du, was meinst du dazu? Oder warte, nein, du musst mir jetzt noch gar nichts sagen. Bitte, denk in aller Ruhe darüber nach. Und sprich mit deinem Freund Talib Asis darüber, denn ich weiß, er will nur das Beste für dich.«

Als Scharif nach Hause kam, wollte er an das Gespräch mit Osman nicht mehr denken. Er wollte auch dem Freund davon nicht berichten.

EINIGE TAGE SPÄTER, es war ein Nachmittag nach dem Freitagsgebet, saßen Scharif und Talib Asis am Rand eines Marktplatzes in Herat bei einem Samowartschi und tranken Tee. Wie jeden Freitag ging es auch heute auf dem Basar laut und fröhlich zu. Es wurde gefeiert, gegessen, getrunken und gespielt. Männer und Kinder standen vor ihnen, bildeten einen Kreis und schauten dem Ringkampf zweier junger Män-

ner zu. Von Zeit zu Zeit klatschten sie und jubelten dem einen oder anderen Kämpfer zu.

Die Sonne brannte. Scharif und Talib Asis ruhten, an einen Baum gelehnt, auf einem Teppich im Schatten und freuten sich über die milde Brise, die manchmal ihre Gesichter streichelte, und beobachteten das bunte Treiben auf dem Platz.

Irgendwann holte Talib Asis seine Tessbih hervor, begann damit zu beten und wandte sich unerwartet an Scharif.

»Du hast vor einigen Tagen den alten Osman besucht. Was hat er so erzählt?«

Scharif lachte kurz und gab unverzüglich preis, was ihm der Gemüsehändler vorgeschlagen hatte.

»Das wäre doch das Beste für dich«, erwiderte Talib Asis, sah ihn herausfordernd an und zwinkerte ihm zu.

Die Worte seines Lehrers, den Scharif nur als frommen Gottesdiener kannte, überraschten ihn sehr.

»Das Schicksal hat dich damals in die Moschee geleitet und damit auch zu uns, weil du mit der Welt draußen nicht zurechtgekommen bist, und nicht, weil du dich dazu berufen gefühlt hast, ein geistliches Leben zu führen. Du hattest als Kind bestimmte Wünsche und Träume, Bruder. Du hast sie aus den Augen verloren. Das musste so kommen. Ihre Wurzeln stecken aber noch immer in dir. Jetzt, da deine Seele geheilt ist und dein Geist gereift, wäre es da nicht an der Zeit, dass du dich auf die Suche nach dem Glück des Lebens in der Welt machst?«

Diese Worte, so sanft sie auch ausgesprochen wurden, klangen in Scharifs Ohren hart und seltsam. Er blieb stumm. Talib Asis musste den düsteren Ausdruck auf Scharifs Gesicht gesehen haben. Er bat den Samowartschi, zwei neue Schälchen Tee zu bringen, und machte dann eine Bemerkung zu den Ringkämpfern.

»Ich wette auf den mit dem schwarzen Gürtel.«

Scharif schaute auf den Platz, konnte aber durch den Kreis der Zuschauer die Kämpfer nicht gut sehen. Talib Asis stellte das neue Schälchen vor ihn hin und sprach in einem heiteren Ton weiter.

»Wir freuen uns natürlich alle, dass es dich in unserer Moschee gibt und dass du im Grunde auch bleiben möchtest. In sieben Jahren hast du so viele Fortschritte wie andere in siebzehn Jahren gemacht. Es

geht uns einzig und allein um deine Zukunft. Um ehrlich zu sein, hatte ich mit Osman Khan bereits darüber gesprochen. Hast du in den letzten Jahren nie darüber nachgedacht, irgendwann wieder in das Leben außerhalb der Moschee zurückzukehren?«

»Nicht wirklich«, gab Scharif zur Antwort. »Ich habe mich in dem, was das Leben in der Moschee mir gibt, so sehr wiedergefunden, dass mir nicht mehr danach ist, an etwas anderes zu denken.«

Talib Asis lachte und legte seine Hand auf Scharifs Schulter.

»Das ist natürlich sehr verständlich. Ich habe dich aber in die Moschee gebracht, damit aus dir ein lebensstüchtiger Mann wird und kein Mullah, mein Freund!«

»Ja, mag sein, aber ...« Scharif erlaubte sich, seinem Lehrer eine Gegenfrage zu stellen. »Wie stellst du dir denn deine eigene Zukunft vor?«

Talib Asis lächelte ihn an, ließ seinen Blick an dem Kreis der Schaulustigen vorbei in die Ferne schweifen. Die stets von Menschen, Pferdewagen und Maultieren belebte Straße gegenüber war heute ziemlich leer, und die Läden waren geschlossen. Eine stattliche Kutsche fuhr vorbei, eine farbenfrohe, mit Glücksbringern und Glocken verzierte Gadi, die von prächtigen Pferden gezogen wurde.

Talib Asis nahm seine Hand von Scharifs Schulter und antwortete: »Wir beide sind aus ähnlichen Gründen in die Moschee gegangen und Koranschüler geworden, Scharif. Mit zwei Jahren Abstand, natürlich. Na gut, ich war zu diesem Zeitpunkt ein wenig gebildet, du nicht. Dafür hattest du in deinen jungen Jahren bereits gewusst, was du mit deiner Zukunft anstellen wolltest. Während ich noch herausfinden muss, welche Vision in mir ruht. Vielleicht habe ich auch gar keine. Wer weiß?«

Er sah nachdenklich auf den alten Teppich, auf dem sie saßen, und nach kurzem Schweigen sprach er weiter, so, als ob er mit sich selbst redete.

»Wenn man sich selbst in seinen innigsten Träumen nicht begegnet, dann muss man sich eben außerhalb dieser suchen. Aber die Frage, ob man sich dort draußen begegnen kann, ist offen. Vielleicht muss man in die Ferne gehen, in die Wüste, auf Reisen, fremde Menschen kennenlernen, fremde Orte, vielleicht muss man noch viel erleben und einige Irrtümer begehen, um zu reifen und herauszufinden, wie und wer man eigentlich ist.«

Scharif fiel ein, dass der Talib in der letzten Zeit sehr nachdenklich gewirkt hatte. Er sah ihn nun lächelnd an und fragte, ob es sein könnte, dass er wieder im Schlaf eine Flöte gehört hatte.

Talib Asis blickte für eine Weile still vor sich hin, seine Augen waren nur halb geöffnet, aber auf seinen Lippen lag ein breites Lächeln. Scharif kannte diesen Ausdruck, den der Talib immer dann annahm, bevor er ihm etwas Wichtiges mitteilte. Schließlich hob dieser seinen Kopf und antwortete auf Scharifs ursprüngliche Frage mit einer Gegenfrage.

»Was weißt du eigentlich über Mullah Moschk-i Alam?«

Scharif lachte und gab, als hätte dieser ihm eine Prüfungsfrage gestellt, dem Talib ausführlich zur Antwort, was er über jenen berühmten Mann, der 1879 den Dschihad gegen die Engländer ausgerufen hatte, wusste. »Bis zum letzten Tag seines Lebens hat er gegen die Tyrannei und für die Gerechtigkeit gekämpft, weshalb ihn der damalige König Abdulrahman sehr hasste. Er und nach ihm auch sein Sohn.«

»Dann weißt du eine ganze Menge über ihn«, sagte der Talib.

»Jedenfalls mehr, als ich über dich weiß.«

Talib Asis lachte. »Das könnte stimmen. Aber viele glauben, dass sie bereits alles über mich wüssten, wenn sie etwas über diesen Mann wissen, der schon längst tot ist.«

»Wieso das denn? Was hast du mit Mullah Moschk-i Alam zu tun?«

Talib Asis lächelte. »Ich bin sein Enkelkind. Daher mache ich aus mir ein Geheimnis.«

Scharifs Mund und Augen blieben weit offen. »Du?«

»Ja, ich. Er war der Vater meiner Mutter.«

Talib Asis erzählte mehr von seinen Vorfahren, die seit dem Jahre 1747, als in dieser Region der Grundstein für ein selbstständiges Land gelegt wurde, in dessen Politik mitgemischt hatten. Dann sprach er von den Stammesverhältnissen unter den Paschtunen und von der Schwierigkeit, einer solchen Gemeinschaft anzugehören und zugleich frei und unabhängig von ihr zu denken und zu handeln.

»Ich stehe in Verbindung mit einigen einflussreichen Männern und geistlichen Gelehrten«, sagte er. »Wenn ich von ihnen aufgefordert werde, in einen Dschihad zu ziehen, dann kann ich schwer Nein sagen.«

Scharif starrte das Muster des Teppichs an: eine Karawane mit braunen Kamelen, umgeben von einer weiten Wüstenlandschaft. Er glaubte, sein Herz klopfen zu hören.

»Ich werde bald von hier fortgehen, Scharif«, sagte Talib Asis noch. Dann schwieg er.

Scharif befand sich in einem Zwiespalt. Einerseits war er vom Stolz überwältigt, einen Mann als Lehrer und Freund zu haben, dem jeder im Land Respekt erweisen würde, sobald er den Namen seines Großvaters hören würde. Andererseits ging es ihm nach Talib Asis' letztem Satz ähnlich wie damals, als seine Mutter gestorben war und er es nicht wahrhaben wollte. Er hätte am liebsten weiter geschwiegen, doch seine Enttäuschung brach in Form einer verwunderten Frage laut aus ihm heraus: »Und um welchen Dschihad geht es bitte?«

Talib Asis hatte seinen Blick durch eine Lücke, die der Kreis der Schaulustigen auf dem Platz vor ihnen freigab, auf die beiden Ringkämpfer gerichtet, die, einer erschöpfter als der andere, immer noch aneinander zerrten. Bestimmt hatte er die Frage gehört, aber gab keine Antwort.

Doch Scharif ließ sich nicht beirren: »Die Engländer haben unsere Unabhängigkeit anerkannt, die Menschen hoffen und warten darauf, dass es mit dem Land bergauf geht, und wir haben einen König, auf den die halbe Welt stolz ist ...«

»Gegen diesen König ist der Dschihad gerichtet, Bruder«, fiel ihm Talib Asis ins Wort. »Wohl oder übel.«

Im Kreise der Schaulustigen brach großer Jubel und Beifall aus, als der Junge mit dem schwarzen Gürtel seinen Rivalen über den Kopf und hob und ihn zu Boden schleuderte. Ein Schwindelgefühl überkam Scharif, der Platz vor seinen Augen verwandelte sich in einen dunklen Abgrund. Er blickte in diesen Schlund und konnte darin nichts, gar nichts erkennen.

»Es ist ein Irrtum«, hörte er sich sagen – ein Wort, das Generationen nach ihm bis heute in heilloser Trauer wiederholen. Und er fügte mutig hinzu: »Dein Großvater hätte diesen nie begangen. Mit Verlaub, Gott schütze dich, aber Gott möge, dass du darin keinen Erfolg hast.«

JEDEM SCHWEREN ABSCHIED geht ein Vortag voraus, der genauso in Erinnerung bleiben kann wie das Ereignis, der Abschied, selbst. Jenen Donnerstag im Spätfrühling 1926 bezeichnete mein Vater als den wehmütigsten Tag seiner Jugend.

Er betete gerade am Grab seiner Mutter im Hof des Mausoleums von Ansari, das am Schoße des Berges Sandschirgah lag, als der Wind, der von den Bergen her wehte, die singende Stimme eines Mannes mit sich trug. Es kam ihm vor, als hätte diese Stimme Flügel, mit denen sie blitzschnell gen Himmel flog, um am helllichten Tag die Sterne zu rufen.

Er folgte dieser Stimme aus dem Mausoleum hinaus und an den Hang des anliegenden Berges, wo eine begeisterte Menschenmenge vier Musikanten umringte. Es waren junge und ältere Männer, einige trugen schwarze Bärtchen und schulterlanges, offenes Haar, anderen war der Bart grau und lang gewachsen, und viele von ihnen waren weiß gekleidet. Die Stimme des gewichtigen Mannes, der hinter einem Harmonium saß und sang, und die Klänge der Begleitinstrumente, Tabla, Rebab und Flöte, begeisterten nicht nur die Menschen. Ein ganzes Volk der Schmetterlinge war zum Tanz über dem grünen Boden erweckt worden.

Scharif ging an der Runde vorbei und den Berg hoch, wo er feststellte, dass Talib Asis sich unter den Männern befand. Als Einziger von ihnen war er schwarz gekleidet und saß wie ein Bindeglied zwischen zwei bogenförmigen Sitzreihen.

In der Mitte des einen Bogens saßen zwei stattliche junge Männer, die Scharif über Talib Asis kannte. Es waren die Zwillingbrüder Hekmat und Haschmat, die in Herat als Brüder der Gerechtigkeit bekannt waren. Denn sie beraubten die Reichen und sorgten dafür, dass Hungerige vor dem Ansari-Mausoleum oder in der Freitagsmoschee eine warme Suppe bekamen, weshalb sie gleichzeitig gefürchtet und beliebt waren. Die Brüder beriefen sich auf die Ayyars, jene selbstlosen, gutmütigen Männer, die den Armen und Besitzlosen Herz und Mitgefühl entgegenbrachten.

Scharif setzte sich oben auf die Steine. Er war umgeben von blauen Veilchen und Mohn mit roten, violetten und gelben Köpfen. Eine

milde Frühlingsbrise wehte über die Blüten und seine Sinne wurden von ihrem Duft erfüllt. Vor seinen Augen breiteten sich Felder und Obstgärten, Hausdächer, die jahrhundertealten Minarette von Herat, die Kuppel der großen Freitagsmoschee und am Horizont der Untergang der rötlich-orangen Frühlingssonne aus. Sein Blick wanderte zurück zu dem Kreis der Männer.

Der Gesangmeister sang Lieder voller Sehnsucht und Weisheit und wandte dabei sein Gesicht jedem Einzelnen im Kreis zu und streckte ihm anmutig seine Hand entgegen. Es schien, als würde er jeden persönlich ansprechen, um mit ihm den Schmerz über die Untreue einer gemeinsamen Geliebten zu teilen oder eine besondere Gunst des Schöpfers. Jedes Mal, wenn er einen Vers beendete und einen Zuhörer dabei anlächelte, schwang jener dankbar und mitfühlend mit dem ganzen Oberkörper, warf den Kopf in den Nacken und rief: »Bah, bah, Meister, bah, bah!«

Scharifs Blick kehrte immer wieder zu Talib Asis zurück. Dieser saß im Schneidersitz, sein Kopf war über die Brust gesenkt, seine langen Haare hingen ihm über dem Schoß, und seine Augen schienen geschlossen zu sein. Scharif glaubte, ihn im Schatten seiner schwankenden Gefühle, in tiefster Verzweiflung zu sehen. Erinnerungen kamen hoch und schnürten ihm die Kehle zu – Erinnerungen an die vielen langen Winternächte, wenn es draußen verschneit war und beide am Kamin gesessen, Tee getrunken, sich Gedichte vorgelesen oder auf der Flöte gespielt hatten, Erinnerungen an heitere, glückliche Augenblicke aus sieben Frühlingen, sieben Sommern und goldenen Herbstern, an sieben Jahre Leben in der Moschee mitten in seinem grünen Dorf.

Zum ersten Mal in seinem jungen Leben spürte er nicht nur die Spuren des Schmerzes, welche die Vergänglichkeit in der Seele hinterlässt, sondern auch die Heimtücke, mit der sie noch Jahre später in das menschliche Herz einfallen kann.

ZUM ABENDESSEN STIEG Scharif hinab und setzte sich zu den Männern. Es gab Kebab, Brot und Buttermilch. Es war eine Nacht voller Sterne, voller Musik und Gesang, voller Tanz und Freude. Erst nach Mitternacht beruhigte sich alles. Menschen, die sich immer noch in

der Umgebung des Dichtergrabmals aufhielten, lagen im Freien verstreut und schliefen. Scharif lag zurückgezogen unten auf der Steppe, bis ihn der zauberhafte Zwiegesang von Nachtigallen in der spätenächtlichen Stille aus seinem Dämmerzustand erweckte. Die Nacht zog sich schleichend zurück, und am Himmel begannen die Sterne, nach und nach ihre Blicke zu schließen. Sie schenkten ihr Augenlicht dem Blau des Himmels und lösten sich auf.

»Sieh mal einer an, unser Bauer hat keine Kraft mehr in den Beinen!«

Es war die Stimme von Talib Asis, der in schwarzer Tracht und mit schwarzem Turban auf einem Apfelschimmel über Scharifs Kopf erschien. Er erinnerte sich, dass sie noch zum Hügel Khwadscha Ghaltan reiten wollten, bevor Talib Asis zu seiner Reise aufbrechen würde. Blitzschnell sprang er auf und stieg hinter Talib Asis auf das Pferd. Das Tier scheute und bäumte sich auf.

»Du scheinst heute schwerer als sonst zu sein«, sagte Talib Asis. »Ist das nur deine Körperlast oder fallen auch deine Gedanken mit ins Gewicht?«

»Die Last der Gedanken kannst du mir nicht abnehmen, aber die Last einer Frage vielleicht.«

»Wenn die Frage nicht mich selbst betrifft, dann gern.«

»Keine Angst. Sie betrifft nur diesen Berg.«

Scharif zeigte auf den Berghügel, an dessen Hang sie nachts zuvor gefeiert hatten, und fragte, was es mit dessen Namen Sandschirgah, in dem das Wort Kette steckte, auf sich hatte.

»Also gut«, sagte Asis und ritt blitzschnell den Berg hinauf. Oben angekommen, zeigte er auf einen Punkt über der Hügelkuppe.

»In alten Zeiten hing da drüben eine Kette über dem Berg. Gott hatte diese Kette vom Himmel heruntergelassen, damit er die Streitigkeiten der Menschen dieser Stadt schlichten konnte. Es gab hier sozusagen ein Freiluftgericht. Wenn zwei Leute einen Streit hatten, brachte der Richter sie hierher. Vor den Augen der Zuschauer musste jeder von ihnen auf den Gipfel steigen und seine Hand nach der Kette ausstrecken. Es war Gottes Wille, dass nur derjenige die Kette erreichen und anfassen konnte, der im Recht war.

Eines Tages wurden zwei Männer hierher geführt. Der Kläger ging hoch, wandte sich zum Himmel und sagte: »Oh, du Kette der Gerechtigkeit! Ich habe vor Kurzem, bevor ich auf Reisen gegangen bin, einige

Goldstücke bei meinem Freund gelassen, damit er sie bis zu meiner Rückkehr aufbewahre. Doch jetzt komme ich zurück, und er gibt mir mein kostbares Gold nicht wieder.«

Der Mann reckte seine Hand nach oben und konnte die Kette anfassen. Die Menschen jubelten und wussten nun, dass er im Recht sein musste. Dann ging der Angeklagte den Berg hoch. Er hatte einen Gehstock in der Hand, den er auf dem Weg dem Kläger gab, der an ihm vorbei den Berg hinabstieg. Als er oben stand, wandte er sich zum Himmel und sagte: »Oh heilige Kette! Ich habe diesem Mann doch seine Goldstücke zurückgegeben! Bestrafe mich nicht zu Unrecht!«

Und siehe da: Auch seine Hand erreichte die Kette! Die Menschen waren verunsichert. Wie konnte es möglich sein, dass die Kette Gottes sich irrte oder gar die Unwahrheit sprach? Sie glaubten nicht mehr an die Urteilskraft der Kette. Und der Schöpfer, verärgert über diesen Vorfall, ließ die Kette über dem Berg verschwinden. Seitdem heißt dieser Berg Sandschirgah, der Ort, über dem einstmals eine Kette hing. Und jetzt bist du gefragt, mein kluger Freund, dieses Rätsel zu lösen.«

Scharif überlegte: Wenn Gott sich in seinen Urteilen nicht irrt, dann war bestimmt die menschliche Hand im Spiel, die trickste. Und wozu war diese Hand nicht alles fähig? Er brauchte nicht lange zu überlegen, da fiel ihm schon die Lösung ein.

»Der Mann hatte die Goldstücke in seinem Gehstock versteckt!«

»Schahbasch, du kluger Dschikani!«, lobte ihn der Talib.

»Schahbasch bedeutet eigentlich »Sei König!«. Ich aber will lieber arm sein statt einsam.«

»Du bist nicht einsam«, sagte Talib Asis, lachte und galoppierte den Berg hinab in Richtung des Mausoleums. Sie ritten den staubigen Weg entlang der Berge und der Steppe nach Westen, wo die Stadt auf ihrer linken Seite noch im Schlaf lag. Erst als die Moscheen von allen Seiten zum Morgengebet riefen, erreichten sie den Hügel Khwadscha Ghaltan.

Sie banden das Pferd an einen Baum und beteten am Grab des Heiligen, welches in einem Tal am Fuße des Hügels lag. Dann stieg Scharif den Hang hinauf. Oben angekommen, legte er seinen Kopf auf einen der flachen weißen Steine, bedeckte das Gesicht mit den Händen, schloss die Augen und sprach leise jene Frage aus, die ihm so schwer auf dem Herzen lag.

»Oh, heiliger Khwadscha! Ich frage dich, ob Gott mir verzeiht und das Leben mir Glück verheißt, wenn ich zum alten Osman gehe und Gemüsehändler werde.«

Dann bewegte er sich ein wenig hin und her, doch nichts geschah. Die geheimnisvolle Kraft des Heiligen, von der er erwartete, dass sie ihn nach unten ziehen würde, setzte nicht ein. Er gab auf.

Nun war Talib Asis an der Reihe, sich hinzulegen und seine Frage an den Khwadscha zu richten. Welche Frage ihn in diesem Augenblick bewegte, konnte Scharif nur vermuten. Aber es geschah wieder nichts.

»Was nun, Meister? Hältst du es immer noch für ratsam, unseren König Amanullah zu bestrafen, weil er vom rechten Weg abgekommen ist?«

»Na ja, der Heilige hält sich bedeckt«, antwortete Talib Asis. »Wahrscheinlich schläft er noch. Er will sich offensichtlich aus unseren Abenteuern heraushalten.«

»Was hat es eigentlich mit diesem Heiligen, der einsam und allein hier liegt, auf sich?«, wollte Scharif wissen.

»Es hätte mich gewundert, wenn du nicht gefragt hättest«, sagte Talib Asis. Er legte seine Hand auf Scharifs Schulter, und während er mit der anderen das Pferd führte und sie langsam den Hügel hinabgingen, erzählte er eine Geschichte.

»Der Heilige, der Khwadscha, kam eines Tages als Fremder nach Herat. Er kam aus dem Westen und hatte einen recht weiten Weg hinter sich. Er stellte sich genau an diese Stelle hier und sprach zu seinem Schöpfer: ›Lieber Gott! Ich habe gehört, dass überall in Herat neben den Ruhmreichen auch namenlose Heilige und Dichter begraben liegen. Ich fürchte, dass ich versehentlich meinen Fuß auf das eine oder andere Grab setze, wenn ich jetzt in die Stadt wandere. Das wäre nicht nur würdelos, es wäre auch eine Sünde. Darum ist es wohl besser, wenn ich mich auf den Boden lege und in die Stadt rolle. So wird mein Fuß auf keinen Heiligen treten, nicht einmal aus Versehen.«

Und so tat er es und rollte immer schneller den Berg hinab. Aber als er fast unten war, stieß er mit dem Kopf gegen einen Stein und starb.«

»Und seitdem liegt er dort begraben«, sagte Scharif. »Wie tragisch!«

Talib Asis zog seine kräftige, warme Hand zurück und sagte: »Noch trauriger wurde es, als Jahrhunderte später ein Mann aus einem Dorf versuchte, es dem Heiligen gleichzutun.«

»Und wie ist seine Geschichte ausgegangen?«, fragte Scharif.

»Der Mann hatte den Ruf, dass er jedem, dem er begegnete, Unglück brachte. Und darum machten alle einen Bogen um ihn, kaum dass sie ihn in der Ferne erblickten.«

»War er wirklich so böse?«

»Nein, eigentlich hatte er ein gutes Herz. Trotzdem brachte seine bloße Gegenwart anderen Menschen Unglück. Als wäre es eine schicksalhafte Natur, die ihm innewohnte und der er nicht entrinnen konnte.« – Sie blieben neben ihrem Pferd stehen. – »Deswegen war der Mann einsam und unglücklich. Selbst zur Hochzeit seines Bruders wurde er nicht eingeladen. Man wollte die Braut und die Gäste vor ihm schützen. Am Hochzeitstag ging der Unglückliche zum Fluss, der auch am Hause des Bruders vorbeiführte. Er pflückte ein paar Blumen, band sie zu einem Strauß und warf sie hinein.«

»Damit wollte er sicher Glück wünschen«, sagte Scharif.

»Ja. Genau das hatte er vor. Aber in der Nähe des Hauses spielten zwei Kinder, und als sie den Blumenstrauß im Wasser sahen, sprangen sie hinein und ertranken.«

»Oh, wie schrecklich!« Scharif erstarrte. Er dachte an das Unglück, das seiner Mutter widerfahren war.

»Von da an fand der Mann in keinem Dorf, in keiner Stadt mehr ein Zuhause. Verzweifelt stieg er auf diesen Hügel und rief: »Oh, heiliger Khwadscha! Glaube mir, ich will niemandem etwas Böses tun. Aber ich kann so unmöglich weiterleben. Wenn du mir helfen willst, dass die bösen Mächte, von denen ich besessen bin, ihre Hand von mir nehmen, dann lass mich den Berg gerade herunterrollen. Wenn du mir nicht zu helfen vermagst, dann lass auch meinen Kopf auf einen dieser Steine schlagen. Ich werde sterben und neben dir begraben liegen.««

Talib Asis holte aus seinem Gepäck eine Flasche Wasser und gab sie Scharif, der daraus trank. Es war heller geworden, und der Horizont färbte sich langsam orange.

»Dann rollte der Unglückliche hinab, stieß mit dem Kopf gegen einen Stein und starb.«

»Wie schrecklich. Und wo ist er begraben?«

Talib Asis lachte. »Du willst immer alles sofort wissen, was? Nirgendwo ist er begraben.«

»Nirgendwo?«

»Weder der Heilige wollte ihn neben sich haben noch irgendein Friedhof in dieser Stadt. Die Gelehrten versammelten sich zu einer Dschirga und diskutierten, was sie nun mit dem Verstorbenen anstellen sollten. Unter ihnen saß ein kleiner Mann, der das flache Gesicht eines Mongolen, die dunkle Haut und die Augen eines Inders und eine lange Nase wie ein Grieche hatte ...«

»Oh, so etwas gibt es auch?«

Talib Asis lachte wieder. »Aber sicher. Jedenfalls sagte dieser Mann: ›Wo ich herkomme, nahe der chinesischen Grenze, gibt es einen Berg im Hindukusch. Er ist sechstausendachthundert Meter hoch. Auf dem Gipfel steht ein großes Tor, das aus drei Holzstangen gebaut ist. Als die Mongolen bei uns einfielen, ritten sie durch dieses Tor und brachten Zerstörung und Unglück. Seitdem heißt dieses Tor das Tor der Geschichte. Ich werde also seine sterblichen Überreste in einen Sack packen, an den Schwanz meines Pferdes binden und bis zu diesem Tor reiten. Dann werde ich den Leichnam mit dem Kopf nach unten an das Tor hängen, damit kein Mensch ihm jemals wieder gerade ins Gesicht blicken kann.«

»Mein Gott, bist du grausam«, brach es aus Scharif heraus.

»Wieso? Was habe ich denn damit zu tun?« – Talib Asis musste erneut lachen. – »Jedenfalls, als die Gelehrten das hörten, waren sie sprachlos. ›Was für ein verwegener Gedanke!«, und sie stimmten zu.«

»Wahrlich!«, bemerkte Scharif.

»Siehst du, Scharif Dschan? Seitdem hängt sie dort, die verwesende Leiche dieses zum Himmel stinkenden Unglücks, am Tor der afghanischen Geschichte.«

Scharif spürte den nun ernsten Blick Talib Asis', den er nicht erwidern wollte. Stattdessen fragte er: »Und durch dieses Tor wirst jetzt auch du reiten?«

Talib Asis ließ seine Hand sowie seinen Blick sinken und schwieg. Scharif bedauerte sofort, dass er diesen Satz gesagt hatte.

Während sie denselben Weg in Richtung Herat zurücktritten, den sie gekommen waren, fragte Scharif nach der unbestimmten Her-

kunft des Urhebers dieser Geschichte. Talib Asis amüsierte sich über die Wissbegierde seines Schülers und erzählte ihm von Alexander dem Großen, der nach seinem Sieg über den persischen König Darios III. im Jahre 330 v. Chr. weiter nach Osten vorgedrungen war und die Regionen am Hindukusch eine nach der anderen von den Persern erobert hatte.

»Die irdische Macht geht, solange sie auf festen Säulen steht, davon aus, dass sie von Dauer ist«, sprach er. »Das liegt in ihrer Natur. Aber in ihrer Natur liegt genauso, dass sie niemals von ewiger Dauer sein kann. Später nahm eine andere Herrschaft in dieser Region Einzug, die Dynastie der nordindischen Maurya. All diese Fremdvölker, ob Griechen, Mongolen, Usbeken oder Hindus, haben ihre Spuren in der Region um den Hindukusch hinterlassen. Der kleine Mann, der die Geschichte vom Tor der Geschichte überlieferte, ist das beste Beispiel dafür. In seinem Gesicht spiegeln sich ihre Spuren.«

Talib Asis führte sein Pferd in ein breites Tal. Am Fuße eines hohen Berges stiegen sie ab. Der Augenblick des Abschieds war gekommen, im stillen Schoß der Berge, zwischen kahlen Felsen und wildem Mohn, fernab von den Blicken der Welt.

Der Talib sah Scharif in die traurigen Augen, legte seine Hand auf dessen Schulter und sprach: »In der Trennung liegt die Vereinigung, im Alleinsein das Beisammensein, im Elend der Ruhm, in der Armut der Reichtum, im Hunger die Sättigung, in der Trauer die Kraft und in der Bitternis des Vergänglichen der süße Saft des Lebens, das weitergeht.«

Im Angesicht der Trennung lagen Liebe und Schmerz zwischen den Freunden, wie zwei Ketten, die ihre Herzen und ihre Füße untrennbar miteinander verbanden. Talib Asis nahm den Freund in die Arme, und um die Ketten so zu brechen, dass jeder an seine Hälfte gebunden blieb, sich aber dennoch frei bewegen konnte, sagte er ein Gedicht auf:

*Der Tropfen weint: »Wie bin vom Meer ich weit!«
Das Weltmeer lacht: »Vergeblich ist dein Leid!
Sind wir doch alle eins, sind alle Gott –
Uns trennt ja nur das winzige Pünktchen ›Zeit!«*

Dann stieg er auf sein Pferd. Eine Staubwolke, durchdrungen von den ersten Strahlen der Sonne, wirbelte unter den Hufen auf, bis sie sich langsam als Goldstaub zurück auf die Steppe legte. Der schwarze Reiter verschwand immer wieder in ihr und brach wieder hervor. Ein Bild, das immer weiter in die Ferne rückte, immer kleiner wurde und unschärfer, bis es sich allmählich auflöste, als wäre es eine Fata Morgana.

»Aus dem Staub hervorbrechen, im Staub verschwinden. Das ist der Kreis unseres Lebens«, sprach Scharif tröstend zu sich selbst und holte seine Flöte hervor. Er saß auf einer Bergkuppe, starrte vor sich hin und spielte so lange, bis er sich so leer fühlte wie die dünne, reine Luft:

*Hör auf der Flöte Rohr, was es verkündet,
Hör, wie es klagt, von Sehnsuchtsschmerz entzündet ...*

VON TALIB ASIS war keine Spur mehr zu sehen. Die Steppe schien wieder unberührt, als hätte nie ein Mensch sie betreten. Scharif zog seine Beine an, atmete die reine Luft, schloss die Augen und fiel in eine Art Dämmerzustand. Irgendwann spürte er die heiße Sonne, die auf seinem Gesicht brannte, hörte ein Zischen und wachte auf. Vor ihm saß eine schillernde Brillenschlange und fixierte ihn mit ihren stehenden kleinen, runden Augen.

»Sollte in deinem Zahn der Wille Gottes stecken, sodass du mich beißt und ich sterbe«, sagte er zu der Schlange, »dann möge er geschehen, und ich bin bereit, ihn hinzunehmen. Wenn du dich abwendest und in der Höhle verschwindest, dann weiß ich, dass ich einen irdischen Weg gehen darf und meine Seele wird mit deinem Gift nicht angesteckt. So werde ich Händler, handle mit Geld und Gütern und behalte ein Herz, das glänzender ist als echtes Gold. Wenn du aber einen anderen Weg gehen willst und dich hier oben herumtreibst, so werde ich heute noch dem Mullah sagen, er solle keinen neuen Talib anstellen. Dann werde ich weiterhin in der Moschee bleiben und zu meinen Lebzeiten die Dienste eines Mullahs verrichten.«

Er war erstaunt, dass die Schlange ihn anstarrte, als würde sie ihn gut verstehen. Dann aber wandte sie sich blitzschnell nach links und schlängelte sich tief in eine Höhle.

AM ABEND KAM Scharif in sein Dorf zurück. Nach dem Gebet wartete er im Hof der Moschee, bis die Gläubigen gegangen waren und er mit dem Mullah allein war. Dieser war ein Mann der überlegten Worte und fing das Gespräch an.

»Du warst seit gestern weg. Erzähl, was du erlebt hast.«

Sie standen im Hof vor der Terrasse. Scharif erzählte dem Mullah von der schönen Nacht am Mausoleum des Dichters Ansari, von dem schweren Abschied am frühen Morgen und schließlich von seiner Begegnung mit der Schlange.

Der Mullah hörte sich alles ruhig an, dann lachte er.

»Du hast dir bei einer Schlange Rat geholt, und jetzt willst du von mir wissen, ob du diesem Rat folgen sollst oder nicht. Ist das richtig?«

»Ja.«

Scharif verschwieg, dass er sich bereits entschieden hatte. Er wollte wissen, wie der Gottesmann, der ihm so viele Jahre Schutz gewährt hatte, dazu stand.

»Nun gut«, begann der Mullah. Das kleine Lächeln, das selten von seinem Gesicht verschwand, übte eine beruhigende Wirkung auf Scharif aus. »Schlangen stehen für Weisheit. Wir sind sicher, dass der allwissende Schöpfer deine Frage mitgehört und sie dem Tier verständlich gemacht hat. Sie ist wissend und bewusst in diese tiefe Höhle gekrochen. Du sagst doch selbst, dass sie dich angestarrt hat.« Der Mullah hob seinen Kopf und schaute Scharif fragend an.

»Ja, das hat sie.«

»Siehst du?« Der Mullah blickte hinauf zur Dachterrasse, auf der Spatzen sich hektisch niederließen, nur um gleich wieder aufzufiegen. »Diese arme Schlange aus den Bergen von Herat kann natürlich nichts dafür, dass eine ihrer Art mit gespaltener Zunge Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben hat. Die Wahrheit ist, dass aus dir eines Tages, inscha-allah, so Gott will, ein guter Geschäftsmann wird. Das wissen wir alle, Scharif. Du musst dir nur darüber im Klaren sein, mein Sohn, dass dieser neue Weg, den du gehen wirst, der Weg der äußeren Werte ist und nicht frei von Habgier und Betrug sein kann.«

Der Mullah stellte sich Scharif gegenüber. Er war etwas kleiner, sein dickerer Turban aber ließ ihn gleich groß erscheinen wie den Jungen. »Jetzt kommt aber das Wichtigste.«